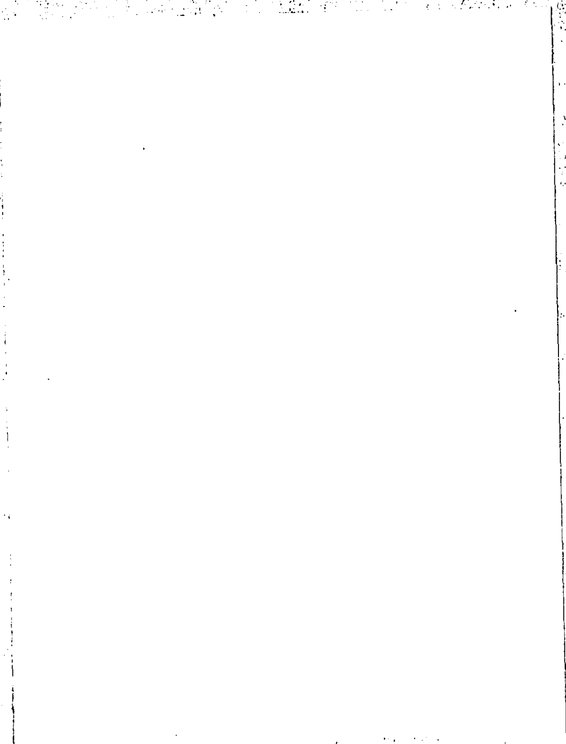
GRONAN





Das Apostolische Glaubensbekenntnis.

Eine Einigung im Geiste

von

Professor Eduard Gronau.

Preis 2.40 Mark.



Sondershausen 1908.
Kommissionsverlag von Fr. Aug. Eupel.

Das
Apostolische Glaubensbekenntnis.

Eine Einigung im Geiste

von

Professor **Eduard Gronau**
Ritter ꝛc.

Preis: 2.40 Mk.



Sondershausen, 1908.
Kommissionsverlag von Fr. Aug. Eupel.

Wegen Übersetzungsrechte wende man sich an den Verfasser zu Düren, Rheinland.



Fr. Aug. Eupel's Hofbuchdruckerei in Sondershausen.

Vorwort.

Ich habe, nachdem ich die Sechziger überschritten, meine Gedanken über das apostolische Glaubensbekenntnis vorgebracht, ohne Furcht, daß sie etwas aphoristisch aussehen. Bücher haben ihr Schicksal. Es gibt so viele theologische Fachschriften, daß es von vornhinein für den Nicht-Fachmann aussichtslos erscheint, sich über theologische Dinge zu äußern. Aber es handelt sich nicht um eine theologische Spezialität. Das christliche Glaubensbekenntnis ist nicht eine solche, sondern eine Formel der Gemeinschaft durch die Jahrhunderte. Gegenwärtig ist diese Formel vielfach beanstandet worden, und der Wunsch der Christen, sich damit auseinanderzusetzen, ist lebendig. Da ist nicht bloß der Theologe maßgebend, und er ist es umsoweniger, je mehr er, auf ein Amt eingeschworen, die Unabhängigkeit des Urteils vermissen läßt, die von vielen Christen erwartet wird. Und auch nicht bloß von Christen, unter denen es ja bekanntlich nicht wenige gibt, die den christlichen Namen nur ungern tragen, sondern auch von Fremden, denen das Christentum von der Mission zugetragen wird, eingehüllt in das Vorurteil derer, die in Autorität befangen sind. Alles Wahre legitimiert sich durch sich selbst, und ist von der Person, die es bringt, sowie von den Schriften oder Taten, durch die es sich offenbart, nur auf Zeit abhängig.

Wenn ich über das Glaubensbekenntnis schreibe, so habe ich persönlich zwei Beweggründe.

Elf Jahre alt, schwur ich an einer Kirche, Missionar zu werden. Allein das Wort „Lehret alle Völker und taufet sie" ist bei gespaltener und sich entgegensetzender Lehre ein Widerspruch. Die Völker, die gelehrt werden, sehen sich die christlichen Völker als Taufpaten auf deren Einigkeit in der Lehre

wohl an, und behaupten, daß nicht wahr sei, was Uneinige Widersprechendes lehren, da es ihnen selbst nur wahrscheinlich sei; zudem wissen sie, daß die Missionare nicht auf eigene Rechnung und Verantwortung zu ihnen zu kommen pflegen. Ein zweiter Beweggrund ist ein Gesicht, das ich als Jüngling hatte, und das ich festgehalten habe, durch welchen äußeren Reiz es auch ausgelöst worden sei. Ich erwachte morgens mit einem Gebetslallen auf den Lippen, meinem Leibe entstieg eine hehre Lichtgestalt, menschlich, deren Antlitz ich nicht sehen konnte; wie sie aber meinem Blicke entschwand, sah ich die Füße mächtig und leuchtend. So tritt die Wahrheit auf, dachte ich später oft, durch sich selbst klar, wandernd und, wenn schon himmlisch, doch vom Menschen ausgehend, der sie sucht, ihr Gesicht sieht man nicht, man braucht der Krücken von Hypothesen, Postulaten, Axiomen und anderen Glaubensartikeln, mittels deren man wie durch geschwärzte Brillen nach ihr schaut. Die theologischen Studien, die ich infolge des Gesichtes trieb, befriedigten mich nicht, doch bin ich häufig zu ihnen zurückgekehrt, und sehe den Zwiespalt über dem christlichen Bekenntnis in Schule und Kirche, in Vergesellschaftung und Politik teils flammend, teils glimmend, und neben der Politik eine Kirchenpolitik einhergehen, bei der es sich vielmehr um ein Links und ein Rechts und eine Mitte als um Wahrheit handelt. Je einiger in Wahrheit aber nach innen, desto wirksamer ist von selbst eine Gemeinschaft, eine Kirche nach außen, und alles, was man zu solcher Einigkeit beiträgt, kommt der Mission nach außen zustatten, wie die Pflege der Wurzel eines Baumes der Ausbreitung seiner Krone zustatten kommt.

Das Glaubensbekenntnis ist ursprünglich Taufsymbol der Christen, die Taufe selbst bestand als symbolische Handlung vor Jesu Auftreten, — der jüdische Hohepriester mußte beim Versöhnungsfest den Leib baden — die Kirche erhob sie zum Sakrament, ein Mysterium damit verbindend, das schon anfänglich in der Taufe angedeutet lag. Das Mysterium ist eine allgemeine Angelegenheit der Menschen, auch derer, die an der Taufe nicht teilnehmen, nämlich der Übergang von Gerechtigkeit in Gnade im Unendlichen, ein rätselhaftes Problem, welches mit dem Übergange des Notwendigen in ein Freies einige Ver-

wandtschaft hat. Die Taufe aber, ursprünglich eine Reinigung in fließendem Wasser vor dem Himmel als Zeugen, ist eine symbolische Handlung, durch welche der Täufling im Bewußtsein seiner Ungerechtigkeit an jenem Übergange von unendlicher Konsequenz im Gerechten zu unendlicher Freiheit im Gnädigen sich nach seiner endlichen Beschaffenheit beteiligt. Das fließende Wasser trägt statt des verdorbenen Menschen symbolisch bloß die Verderbnis desselben mit sich fort, und der Himmel lacht dem Geretteten eine neue Erleuchtung aus dem Wasserspiegel zu.

Das Wasser, das große Wasser hat auf den Urmenschen den Eindruck eines geheimnisvollen Wesens gemacht. Gleich den Bewegungen einer ungeheuren Schlange ziehen sich seine Wellen dahin; als Drachenschlange des Chaos in vorjüdischer Zeit aufgefaßt, voll alles Dunkeln und Ungemessenen, schien sich aus dem Flüssigen durch die Gewalt des Lichtes die Welt fester Gestaltungen entwickelt zu haben. Der Kampf des Lichtgottes mit dem Meeresdrachen war eine kosmogonische Mythe schon Babyloniens, die sich fortpflanzte und im Kampfe des Drachens mit dem himmlischen Messias in der jüdisch-christlichen Vorstellung der Apokalypse später neuen Ausdruck gewann; ursprünglich besagte sie, daß aus dem Meere, wie man heute für einiges behauptet, alles hervorgegangen sei. So stellte das große Wasser mit seinen Nebeln die Nachtseite der Natur und ihre Geburtsstätte dar, alles Trübe, dem Lichte sich Verbergende umfassend. Der im fließenden Wasser symbolisch Untertauchende gab diesem zurück, was eine Feindschaft gegen das Licht besaß, und stellte sich in die Gemeinschaft mit der lichten Gottheit und ihren Geistern, in die Kampfgenossenschaft gegen die „alte" Schlange. An die alte Kosmogonie erinnert noch verstohlen die freimaurerische Devise „Zum Licht!", bei der es sich um Sieg über finstere Elemente handelt, die die Menschen umschlängeln und gefangen halten. Die Taufe war wohl eine symbolische Reinigung von solchen Elementen, eine Befreiung von Geistern der Finsternis, des Chaos, eine Zuwendung zum Lichten. Das Mysterium ist geblieben, die Taufzeremonie hat sich mehrfach geändert, zugleich das Bekenntnis-Ritual seitens der Täuflinge sowie der Taufenden, und man fragt schon vergeblich, wie

dies bei Johannes dem Täufer, wie es vor ihm beschaffen gewesen.

Die ursprüngliche Form christlichen Taufbekenntnisses kennt man auch nicht, denn die Formel Vater, Sohn und Geist ist ihrem Ursprunge nach schon nicht völlig sicher, und, gleich als handle es sich wie beim Mithrasdienste um ein Bad im Blute als der dunkeln Geburtsstätte des Lebens, sprach man von einer Reinwaschung durch Christi Blut, und von einer Taufe auf Christi Tod. Jene dreifaltige Formel „Vater, Sohn und Geist" aber erinnert ebenfalls an Älteres, an die Verehrung des Ewigen als eines Dreifaltigen nach der Zeit, nämlich der da war, ist und sein wird, also fort und fort ist ein Vater der Gegenwart, ein Richter der Vergangenheit, ein inspirierender Geist der Zukunft. Der Richter nach einem Gesetz wandelt sich in einen Richter nach einem Gnadenratschluß, in einen Richter, der in Jesu zeitlich erschien, aber immer gegenwärtig ist. Das Mysterium bekleidet sich mit der Historie.

Neben der Dreizahl in der Gliederung des Taufbekenntnisses gewinnt, und zwar mit Rücksicht auf die zwölf Apostel, bald die Zwölfzahl Raum, und der noch heute geläufige Name des „Apostolischen" Glaubensbekenntnisses ist an die zwölfteilige Gliederung geknüpft, die bald am Bekenntnis bestand, und von der nach Ambrosius die Tradition ging, daß jeder einzelne Apostel einen Beitrag als sein Zwölftel dazu gegeben habe. Wie willkürlich diese Herleitung auch war, die Dreizahl, an die schon der heilige Dreifuß erinnert, auf dem das Orakel vernommen wurde, und die Zwölfzahl, vom zwölfteiligen Tierkreis chaldäischer Astronomie auf das jüdische Zwölfstämmereich himmlischer Provenienz und Zukunft übertragen und in der Zahl der Apostel sich wiederum kundgebend, hielten ihren Einzug in die christliche Kirche und sind mit der Bezeichnung des Glaubensbekenntnisses als Apostolischen bis auf den heutigen Tag verknüpft. Letzteres hatte nämlich ehemals folgenden Wortlaut:

„Ich glaube an Gott den Vater, Allmächtigen; —

und an Christus Jesus, seinen eingeborenen Sohn unseren Herren; der geboren ist aus heiligem Geist und Maria der Jungfrau; der unter Pontius Pilatus gekreuzigt und begraben ist; am dritten Tage

auferstanden von den Toten; aufgefahren in die Himmel; sich setzend zur Rechten des Vaters; woher er kommt zu richten Lebendige und Tote; —

und an heiligen Geist; heilige Kirche; Vergebung der Sünden; und Fleisches Auferstehung." —

Außer der erwähnten Gliederung ist dieses Bekenntnis besonders dadurch bemerkenswert, daß es den Tod Jesu am Kreuze nicht ausspricht, ohne Zweifel wegen des Glaubens an leibliches Auferstandensein, ebenso dadurch, daß es Jungfrauengeburt und Geistesgeburt in eine Linie stellt, den uneigentlichen Sinn der Worte nicht verbergend. Andere Abweichungen von dem im Lutherschen Katechismus angegebenen Bekenntnis, an welches letztere ich meine Gedanken knüpfe, wird man leicht durch Vergleichung mit diesem selbst finden.

Ich gehe zur Besprechung selbst über und überlasse anderen weitere religionsgeschichtliche Untersuchung, ob die Wassertaufe in Judäa als religiöser Ritus aus Asien unter Benutzung fließenden Wassers den Ansatzpunkt ihrer Entstehung in Erinnerungen an die Sintflut und in Befürchtungen einer Wiederholung solcher Katastrophe gehabt habe, und in welcher Weise sonst sich eschatologische Vorstellungen, wie die des Johannes vom zukünftigen unentrinnbaren Zorn der Gottheit damit verbunden hatten. Das Wasser tut's nicht, noch etwa das Blut — das Mysterium ist das sacrum des Sakramentes, nämlich der ungerechte Mensch, der sich einer unendlichen geistig-natürlichen Welt als Bestandstück gegenübersieht, und sich darin wandelt. Hierneben erscheint jede besondere Weise des Taufens so minder wesentlich, daß z. B. Paulus (1. Kor. 10) davon reden konnte, wie auch die alten Juden sich hätten auf Moses taufen lassen, nämlich durch das Wasser des roten Meeres und durch die Wolke des tragbaren heiligen Feuers, im Hinblick auf den Urquell wahrer Führung, dem ihr berühmtes Brunnenlied galt (4. Mose, 21,16):

Quelle auf o Brunnen, an dem die Fürsten gruben, ihn mit ihren Szeptern erschließend,
Und nach welchem die Edelsten der Völker graben, ihn mit ihren Führerstäben aushöhlend.

I.

„Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde."

Das Grundaxiom aller Religion ist die Anlage zur Vollkommenheit. Man könnte ohne sie nicht von einem All sprechen, d. h. diesen Begriff durch Fortschreiten von einem zum andern usf. nicht bilden, daher auch nicht von dem All-Einen oder All-Mächtigen reden, noch von dem All-Beginnenden, dem Schöpfer Himmels und der Erde. Der Vater dieser Anlage, die überkommen wird und deren Verabsäumung Sünde ist, ist Gott, durch den Anklang des Namens bereits an das durchaus vollkommen Gute erinnernd, wobei das Wort Vater einen symbolischen Sinn, nicht den eigentlichen Sinn hat. Denn unter Symbol versteht man die Zusammenwerfung (συμβάλλω = ich werfe zusammen) zweier verschiedenartiger Gegenstände in einerlei äußerliche Bezeichnung, dergestalt, daß der eine Gegenstand durch die Bezeichnung des anderen geahnt werden soll. Der symbolische Gebrauch des Vaternamens bedeutet daher nicht einen Vater dem Geschlechte nach. Gott ist daher nicht das, als was er symbolisch bezeichnet wird, im eigentlichen Wortsinne. Man muß nicht annehmen, daß anderen Völkern dies letztere unbekannt ist oder gewesen ist, denen man vielfach Unrecht tut, wenn man ihre herkömmlichen Symbole für Göttliches als eigentliche Ausdrücke für dasselbe anschlägt.

Ähnlich dem Vaternamen, der schon bei den alten Römern mit dem Gottesnamen unmittelbar verbunden war (Jupiter = Gottvater), bei den neuen Römern aber bis zum Adoptionsbegriff des bürgerlichen Rechts in Beziehung auf Gott ausgesponnen ist, wird der Königsname angewendet, auf welchen die Bezeichnung des Allmächtigen zurückzuführen ist. Denn Macht ist das Attribut des Königs und schließt Kraft und Bedeutung

in sich; beides ins Unendliche erweitert und vollkommen gesetzt gibt die Allmacht. Diese ist eine Idee, die religiös nur geahnt wird, weil das Unendliche niemals vollendet vorgestellt werden kann. Die Idee der Allmacht umschließt die Schöpfer-Idee, da Schaffen die Macht zu beginnen, also die Kraft ist, etwas von gewollter Bedeutung in seinen Folgen ins Werk zu setzen. Aus Nichts schaffen, ist so viel als Alles schaffen, d. h. eine Erweiterung der Schöpfungs-Idee ins Unendliche.

Eine teilweise Schöpfung aus Nichts ist die reine Mathematik und Mechanik, die der undurchdringlichen Materie nicht bedürfen, in bezug auf alles Materielle vielmehr ein Nicht-es sind, ebensowenig aber vernichtet werden können als dieses.

Das Mosaische Schöpfungsbild, ebenso poetisch wie die Schöpfungsbilder, die sich im Buche Hiob und Psalmen finden, gibt dem Gedanken Ausdruck, daß auch im Zeitverlaufe (sieben ungemessene Tage) der Anfang alles Bedeutenden immer in Gott liege, was offenbar eine religiöse Idee ist, die älter ist als jene Kosmogonie und dieselbe überlebt. Die Dichtung selbst hat Nutzen und Schaden gestiftet und ist vielen Völkern der Erde bekannt geworden. Der Nutzen führt in eine Zeit zurück, in welcher die Astronomen sieben Wandelsterne der Erde annahmen, deren fernster, Saturn, von langsamster Bewegung, wie ein Auge der Welt alles unter ihm Wandelnde zu betrachten schien, deren jeder aber abwechselnd das Regiment eines Tages hatte — eine Anschauung, an die noch die Namen der Wochentage einiger Sprachen zu erinnern scheinen, wie Sonntag an die Sonne, Montag an den Mond, Mardi an den Mars, Mercredi an den Merkur, Jeudi an den Jupiter, Vendredi an die Venus und Saturday an den Saturn — und der Nutzen bestand in der Umwandlung der sieben Tage des chaldäischen Gestirndienstes in sieben Tage des Einen Himmelskönigs, der an den sieben Planetentagen schuf und ruhete, und selbst noch als ein Inbegriff der himmlischen Mächte, Elohim, erscheint. Mag daher der Jahve-Dienst an den Saturnsdienst sich angesetzt haben oder nicht, die Abkehr vom Gestirndienst und die Zuwendung zur religiösen Idee selbst ist so wichtig, daß der zur Pflege der letzteren eingesetzte Ruhetag als periodisch siebenter Tag sich einer weitverbreiteten Annahme seitens der Völker sowie einer Berücksichtigung

bei ihrer Zeiteinteilung hat erfreuen dürfen. Der Schaden dagegen geht aus der falschen Naturanschauung innerhalb des (noch jetzt der Jugend leider mit Strenge eingeimpften) Schöpfungsbildes hervor, und ist wiederum mit Gefahren für die Religion verknüpft, deren Abwendung eine fast übernatürliche Anstrengung erfordert. Nicht davon zu reden, daß Tage kein geeignetes Maß für Weltschöpfungsperioden sind, daß das Licht nicht plötzlich da ist, sondern von der Sonne acht Minuten, vom Neptun vier Stunden und vom nächsten Fixstern über vier Jahre gebraucht, um die Erde zu erreichen, wichtiger ist schon, daß Sonne und Mond nicht Lichter für Tag und Nacht sind, sondern daß die Sonne, indem sie etwa zwei Milliarden Erden in gleicher Weise wie die unsrige beleuchten und erwärmen könnte, eine Bedeutung hat, die weit über unser Planetensystem hinausreicht; vor allem ist die mit der religiösen Idee verquickte falsche Vorstellung, daß Gott eine Feste, ein Firmament gemacht habe, den er Himmel nannte, von verderblicher Nachwirkung. Denn während der Himmel überallhin vielmehr offen ist, sodaß kein Herauskommen möglich ist, schien nach jener Vorstellung umgekehrt das Hineinkommen in den Himmel unmöglich, weil durch jene feste Schale erschwert, die im allgemeinen geschlossen und nur zeit- oder bedingungsweise geöffnet, das Diesseits von einem Jenseits, dem Wohnsitze Gottes und der seligen Geister, abscheide. In der Tat hat es denn nicht an Systemen von Vorschriften und Bedingungen, in den Himmel zu kommen, gefehlt, die, eben auf Grund jener nachwirkenden falschen Vorstellung einer Feste, die Religion auf einen Holzweg geführt haben. Missionare, die etwa auf ihm wandeln, möchten lieber daheim bleiben.

Die sieben Himmel, in welche Mohammed angab verzückt worden zu sein, entsprechen ohne Zweifel den sieben Sphären der alten Astronomie, von denen die Meinung ging, daß sich die sieben vorhin angedeuteten Wandelsterne darin bewegen. Die Heiligkeit der Siebenzahl beruht daher auf falschen Vorstellungen. Ein Herabsteigen vom Himmel aber erscheint desto leichter, je näher das Firmament, und ein Emporsteigen in sieben Himmel desgleichen, je näher die Planeten sowie Sonne und Mond geschätzt werden, und zur Unterschätzung himmlischer Entfernungen trug die geringe scheinbare Falldauer der Stern-

schnuppen, die als fallende Sterne mit frevelhaften Geistern gedeutet wurden, nicht wenig bei. Dies beeinflußte den Offenbarungsbegriff in der Weise, daß darunter ein Naheverkehr jeglicher Art zwischen Irdischem und Himmlischem verstanden wurde. Kam die Bahn des Mondes der Erde so nahe, daß sie nach Cicero die Erde fast streifte, so lag es nicht fern zu glauben, daß sein Numen im Horizonte abstieg, um auf den Gefilden der Erde zu jagen, und ebenso leicht konnte Satanas, der Lauscher am Firmamente, mit einem Sterne herabfallen, den Hiob zu quälen oder Jesum zu versuchen, um dann sich wieder zu erheben oder zeitweise an öden und abgründigen Stellen der Erde in der Gesellschaft anderer Gefallener zu verweilen. Das Firmament schien erreichbar durch Wolken und den aufsteigenden Rauch des Brandopfers, und der Würgengel, einer der Sieben und in Europa Apollon genannt, fand vom Himmelsgleicher aus seinen Weg ebenso bequem nach Asien und Afrika, dort Leben und Tod unter neue Bedingungen zu stellen und Pascha- oder Nachtgleichenfeste zu veranlassen. Die Namen zweier Religionsstifter, Moses und Jesus, knüpfen sich sogleich an solche Feste, bekanntlich in verschiedener Weise.

Doch ich kehre zu den hohen Anfangsworten zurück: Ich glaube an Gott.

Offenbar ist nun ein Satz des Glaubens, daß Einiges Göttliches sei, weil dessen Zweierlei ein Satz des Zweifels hinsichtlich des einen oder des anderen wäre, dessen Vielerlei aber ein Satz verworrener Meinung.

Ferner ist es ein Unterschied, ob man vom Sein Gottes oder ob man vom Dasein Gottes rede, denn Dasein bezeichnet ein Sein an einem Orte, sei er gegeben oder gesucht. Von manchen Gegenständen hat es gar keinen Sinn, von deren Dasein zu reden, z. B. vom Dreieck, oder von der geraden Zahl, während man nach dem Sein derselben, was ein Dreieck sei und welche Eigenschaften ihm zukommen, mit Recht fragt. Für die Fünfzahl hat man wohl ein Zeichen, das da sein kann, sie selbst ist nicht da, sondern ihr gemäß ist manches da, wie die Finger der Menschenhand und Affenhand, die Zehen des Menschenfußes und anderes. Der Unterschied ist keineswegs unbedeutend, da aus seiner Vernachlässigung vergeblicher Streit und unnütze

Mühe erwächst. So in den Beweisen vom Dasein Gottes, die von Kant als Trugschlüsse aufgedeckt wurden.

Da wir mittels der Sprache denken, lehren und vernehmen, so lohnt sich eine Vergleichung sprachlichen Ausdrucks, z. B. bei Deutschen und Buddhisten. Unser Wort „schaffen" ist von einer menschlichen Tätigkeit entlehnt, die Ursache von etwas ist, das noch nicht da ist und dann auf Göttliches übertragen; die buddhistische Nirvana ist umgekehrt ein Endigen des Daseienden. Das deutsche Wort „Wesen der Dinge" erinnert an das „Gewesene", ein Erloschensein nicht bloß eines früheren, sondern auch eines Jeweiligen und Spätern, insofern auch dies ein Dasein ist, das einmal gewesen sein wird. Nach diesem Sprachgedanken nimmt das „Wesen der Dinge" das Daseiende immer in sich auf und bringt es immer aus sich hervor. Manche übersetzen „Nirvana" durch das Wort „Nichts". Dieses deutsche Wort, aus „Nicht" und „Es" zusammengesetzt, deutet dann ebenfalls darauf hin, daß das Wesen der Dinge nicht irgend ein „Es" der daseienden Dinge selbst ist, wie auch Kant letztere als „Erscheinungen" von jenem (als dem Ding an sich) absonderte, und wie schon Augustin alles „Natürliche" (d. h. Daseiendes nach Entstehen und Vergehen) absonderte von dem Wesen der Dinge, das er auf seine Weise mit dem Worte „Gnade" bezeichnete, wohl meinend, daß es sich so ausspricht (personat).

Der Russe Leo Tolstoi behauptet, daß sich von Gott überhaupt nichts lehren lasse. Denkt er dabei an das Dasein, so stimmt er mit deutschen Philisophen überein. Aber er denkt an Eigenschaften. Es sei mit den letzteren bezüglich Gottes wie mit Gerade und Ungerade bezüglich einer Zahl, die unendlich groß ist. Werde diese gerade gesetzt, so sei sie damit gleich eine endliche Zahl; werde aber gelehrt, sie sei ungerade, so höre sie damit wiederum auf, unendlich zu sein. Also könne sich weder die Eigenschaft des Geraden noch des Ungeraden von der unendlichen Zahl lehren lassen. Tolstoi verkennt dabei, daß Unendlich ein Symbol ist, infolgedessen die unendliche Zahl nicht, was sie besagt, eine Zahl ist, sondern vielmehr fortschreitendes Glied einer Zahlenreihe; auf Ausgang und Fortschreitungsgesetz kommt es daher an, ob das Symbol die Eigenschaft des Ge-

raden trage, wie $0 + 2 + 2 + \ldots$ in infinitum oder des Ungeraden wie $1 + 2 + 2 + \ldots$ in infinitum, oder abwechselnd des Geraden und Ungeraden, wie $0 + 1 + 1 + \ldots$ in infinitum. So trägt auch der Allmächtige erkennbare Eigenschaften, je nachdem man ausgeht und fortschreitet. Die Anlage zur Vollkommenheit, die dem Menschen bei Ausgang und Fortschritt zustatten kommt, indem sie sich mannigfach betätigt, würde ihn bei Ausgang von räumlich Daseiendem bloß zur Ahnung eines materiellen Universums ohne Bedeutung im einzelnen führen.

Nicht alle verstehen das Symbol des persönlichen Gottes, sondern denken dabei, wie einige amerikanische Stämme, an einen alten Mann, als welcher er auch in Bibeln bisweilen sich abgebildet findet. Vom Geschlecht, von Zugehörigkeit zur Wirbeltierklasse, von Anthropomorphismus kann nicht die Rede sein. Um das gewählte Wort zu verstehen, erinnere man sich, daß persona das aus den lateinischen Wurzeln per = durch und son = Ton, Klang gebildete Hauptwort ist und in seiner Verwendung zunächst die Schallmaske bezeichnete, die der Schauspieler der Rolle entsprechend wählte und die zugleich als Schalltrichter vor dem Munde desselben die Worte der Rolle überallhin den Zuschauern deutlich vernehmbar machte — sodann aber auch bald die Charakterrolle selbst bezeichnete, wie noch heute den Theaterstücken eine Angabe der Charakterrollen unter der Bezeichnung Personen vorausgeht. Weiterhin bezeichnete persona den, der in Versammlungen und vor öffentlichen Gerichten sich aussprechen darf, den Wortfähigen und Mündigen, und heute versteht man nicht bloß jeden Menschen, sondern auch jedes eigene Lebensäußerungen zeigende Einzelwesen darunter, wenn man z. B. von der Zahl der Personen eines Korallenstocks oder eines Kettenwurmes spricht. Da nun die göttliche Persönlichkeit keines von dem selbst ist, so leuchtet ein, daß der Ausdruck ein symbolischer ist: die individuelle Beschaffenheit der Dinge, die durch unsere Sinnlichkeit gleichsam maskiert an uns herantritt, birgt einen durch Zeiten und Räume weithin vernehmlichen (personans) Charakter, in der Menschheit zu Worte kommend, sie zu Vollkommenheit berufend und leitend. Die göttliche Persönlichkeit wird danach als die vollkommene angesprochen, und der Hingabe an sie, das ist dem reliösen Glauben,

durch Andachtsmittel gedient, zu denen in hervorragender Weise das Zeugnis von Lehre und Beispiel derer gehört, deren Geist als Offenbarung des Weltgeistes erschien. Daß auch der Ausdruck Weltgeist symbolischer Natur ist, daher bloß einen Glauben zuläßt, ist daraus zu erkennen, daß er sich so wenig definieren läßt, als eine unendlich große Zahl sich aussprechen läßt. Ähnlich ist es auch, wenn man von der Individualität der Dinge spricht und diese allumfassend setzt; denn man denkt dabei an ein Einzelwesen, das nicht mehr ein solches ist, indem es nicht seines Gleichen neben sich hat. Letzteres Symbol ist deshalb verlockend, weil sich im Individuum zahlreiche entgegengesetzte Eigenschaften vertragen, wie ein Links und Rechts, ein Oben und Unten, ein Einfaches und Zusammengesetztes, ein Dasein und Denken, ein Allgemeines und Besonderes, ein Notwendiges und Zweckmäßiges, Liebe und Eifer, in der Individualität aller Dinge daher allerlei Ausgangspunkte und Fortschritte möglich sind. Freilich wird man nicht fragen, zu welcher Gattung diese Individualität gehöre, so wenig wie beim Weltgeist, ob er zu den guten oder bösen Geistern gehöre, oder beim persönlichen Gott, welche Rechte er anderen Personen gegenüber habe und wie das umgekehrte persönliche Rechtsverhältnis sei, als stünde die göttliche Person neben anderen vor einem noch höheren Gerichtshofe, vor ihm zu Worte zu kommen. Denn solche Fragen entsprechen dem symbolischen Gebrauch der Worte nicht mehr.

Gott und Welt werden einander entgegengesetzt, ohne sich indessen, was auf die falsche Vorstellung eines Firmamentes zurückführen würde, räumlich gegeneinander auszuschließen oder zu begrenzen. So setzt man auch trotz Wachstums ins Unendliche Radius und Kreisfläche einander entgegen, jener erzeugt durch Drehung diese und ist doch, obwohl somit kein Punkt der Fläche ohne den Radius ist, weder selbst ein Teil der Fläche noch außerhalb derselben gelegen, noch sie begrenzend — und ich vermute, daß die Bezeichnung Gottes als Lichtes der Welt, nicht außer dieser gelegen, vergleichsweise dasselbe besagen will. Auch die Nirvana der Buddhisten ist eine Entgegenstellung gegen die Welt, ihr Nicht-es, indem sie von dieser kein Teil ist, sondern ein Verschwinden aus ihr im Durchgang durch das unendlich

Kleine (Erlöschen), gleichwie im Mittelpunkte die Kreisfläche verschwindet, deren Radius unbegrenzt abnimmt.

Von besonderem Interesse ist ebenso der Gegensatz von Übernatürlich und Natürlich. Natur heißt Geburt, Entstehung, bringt man Natura aus dem Lateinischen ins Deutsche, und übernatürlich wäre, was weder geboren wird noch entsteht, sondern unabhängig von Begrenzung in Zeit, das Nicht-Einzelne, ist, daher alle möglichen Zeitgrenzen birgt. Übernatürlich ist demnach die Idee des lebendigen Gottes, der „lebendig höchste Gedanke", worin Leblos und Lebend nur eine Frage der Schöpfungsuhr wird, und somit die unbegrenzte Vielgestaltigkeit der zeitlichen Dinge, auch wie sie sich räumlich ändern, einbegriffen wird. Die Zeit erscheint da in „die Idee" des allgemein Lebendigen verlegt, wie Ähnliches bei unserem Philosophen Kant gilt. Daß der lebendige Gott, Ewig-Vater alles Lebens und Wiederkommens, eine symbolische Vollkommenheit und daher Gegenstand des Glaubens, nicht aber ein lebendes Einzelwesen ist, ist eine alte Einsicht, die sich darin aussprach, daß niemand Gott gesehen habe, sowie daß das Schauen seines Antlitzes für den Menschen Sterben bedeute; dies ist aber bekanntlich der Moment, wo die Zeit entschwindet und Lebend und Leblos im Raume zusammenfallen.

Woher stammt die Anlage zum Vollkommenen und wohin führt sie? Paradies als vollkommene Anlage und Paradies als vollkommenes Ziel zeigen zur Genüge, daß man sich die Entwicklung mit einem Anfang und mit einem Ende vorzustellen geneigt ist. Die begleitende Mitte mit ihrem Vollkommenen vergißt man zumeist, z. B. daß schon jedes allgemeine Urteil (etwa: alle Kreisdreiecke über dem Durchmesser sind rechtwinklig) ein Vollkommenes enthält, indem es sich von einer bloßen Mehrzahl der uns zugänglichen Dinge zur Allheit derselben erhebt, unter dem Gesichtspunkte, den das Urteil ausspricht, und zwar so, daß die Giltigkeit des letzteren an keinerlei Zeitdauer geknüpft ist. Man braucht nicht auf das Ende der Dinge zu warten, noch auf deren Anfang zurückzugehen, um eines Vollkommenen teilhaftig zu sein, das Ewige ist nicht das zeitlich Entfernte, außer für das Verlangen oder die Erinnerung reicherer Vollkommenheit. „Wär' nicht das Auge sonnenhaft,

wie könnte es das Licht erblicken; Wär' nicht in uns des Gottes Kraft, wie könnt' uns Göttliches entzücken", sagt unser Goethe. Hinsichtlich des Verlangens nach reicherer Vollkommenheit, das die Seelen begleitet, sowie hinsichtlich einer Erinnerung an solche, kann man sagen, was Tertullian von der Seele sagte, daß sie nämlich eine Christin von Natur sei. Und das dürfte sich aus dem Folgenden ergeben.

II a.

„Und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herrn, empfangen vom heiligen Geiste."

Hier beginnt zugleich ein geschichtlicher Glaube, der nicht ein Fürwahrhalten dessen, das man überhaupt nicht sieht, ist, denn Jesus war ein Mensch, von Vielen gesehen, und der geschichtliche Glaube ist von der Echtheit der Zeugnisse und der Unbefangenheit der Zeugen abhängig.

Das Beiwort Christus dagegen, — denn ein Eigenname ist es nicht — versetzt in das Gebiet einer Sprache, die eine Reihe von Jahrhunderten gesprochen, auch heute wohlbekannt ist. Das griechische Wort bezeichnet einen Gesalbten, wie es deren auf Königsthronen, wo der Krönung eine Salbung vorausgeht, noch heute gibt, wie es deren im Altertum unter Königen und Priestern ebenso gab. Die Salbung galt dem Führer des Volkes von Amts wegen, wo sie stattfand, und geschah mit Öl, dem Sinnbild des Lichtes, in herabfallenden Tropfen, zum Zeichen, daß, wie diese von oben her auf das Haupt kommen, so auch die Führung nach Zeit und Gelegenheit eine erleuchtete sein werde durch entsprechende Eingebungen von oben. Erleuchteter Führer ist daher die Bedeutung von Christus, Gesalbter nur die Nennung des Zeichens, welches letztere, da die Zeremonie nicht den Mann macht, auch fehlen konnte. Das Fehlen der offiziellen Salbung bei Jesu ist sinnreich durch das Herabkommen redenden Geistes unter dem Zeichen einer Taube ergänzt worden, einer Taube, deren instinktive Wegfindung zu nahen und fernen Zielen ja an die entsprechende Eigenschaft führenden Geistes von selbst erinnert. Dieser Art der Legitimation Jesu als Christus mag immerhin, wie auch der Erleuchtung des indischen Buddha

unter dem heiligen Bodhibaume, ein besonderer Vorgang zugrunde gelegen haben, von Bedeutung ist, daß solcher nicht unter die Augen derjenigen fiel, denen die Befugnis zu salben zukam, vielmehr fern von denselben in die Wüste, wo der ihnen zürnende Eremit Johannes taufte.

Christus ist also ein Allgemeinbegriff, sodaß eine Jahrezählung nach Christi Geburt, da es nicht bloß einen einzigen Christus (Gesalbten), sondern deren viele gab, unbestimmt wäre. Erst im Anschluß an die voraufgegangene Prophetie konnte man fragen, ob Jesus der erwartete Christus, der Messias sei, eine Frage, die bald religiöse Versammlungen für und wider beschäftigte und sich in den aus jenem Zeitenlauf auf uns gekommenen und von der Kirche für heilig erklärten Schriften deutlich zu erkennen gibt, wo sie denn, nicht selten unter Antuung von Gewalt an Dingen und Schriften, in bejahendem Sinne entschieden wird.

Die Christus-Idee ist an sich eine soziale, sammelnde Idee, die aber, vom Begriff eines Führers, eines geweihten Hirten des Volkes ausgehend, erst dadurch ihren allgemeinen Wert erhielt, daß sie sich zur Idee Eines Hirten der Völker öffentlich gestaltete. So ward sie die religiöse Führungs-Idee. Ihr Alter, ihre Entstehung in der Menschheit ist nicht bekannt, sondern nur Phasen ihres öffentlichen Hervortretens, sodaß die Behauptung, sie sei bereits vor Moses gewesen, der Wahrscheinlichkeit ganz und gar nicht entbehrt. Die Anschauung, daß sie älter sei als das Menschengeschlecht, sieht eben von ihrer geschichtlichen Erscheinung ab und geht auf ihren Gegenstand, der die Wahrheit ist, indem es widersprechend wäre zu behaupten, es sei etwas wahr von einem gewissen Zeitpunkte an, z. B. der Pythagoreische Satz seit der Zeit des Pythagoras, oder die Keplerschen Gesetze seit dessen Zeit, oder das Gesetz von der Erhaltung der Energie seit Robert Mayer, oder das Kausalgesetz seit Buddha, oder was es sonst sei; das Wahre hat entweder zu allen Zeiten Kraft gehabt, also auch vor Entstehung der Erde und ihrer Bewohner, oder es hat niemals gegolten, d. h. es ist nicht ein Wahres, die Führung erweist sich dann zu ihrer Zeit als auf Holzwegen befindlich. Die religiöse Führungsidee umfaßt aber als ihren Gegenstand alles Wahre, Gute und Schöne, und selbst Schicksal und Kismet, von welcher-

lei Mächten es im einzelnen abhängig sei, denn die Menschen fragen danach im gegebenen Falle, und verlangen so nach einer Führung. In ihr sind daher alle Kräfte des Himmels und der Erde einbegriffen, soweit sie Menschen angehen mögen, theoretisch und praktisch, was Johannes resp. sein Namensvertreter schon andeutete, und das erkannte und zu öffentlicher Kraft unter Menschen gelangende Wahre, d. h. die jeweilige richtige Führung, zeigt eine Mittlerrolle, teils in der Hinsicht, noch tiefer und weiter von ihm ausgehend in das Vollkommene vorzudringen, was etwa wahrhaft gerecht sei nach Gesetz und Beispiel, was unter sich übereinstimmend oder falsch, was wahrhaft schön und gut sei, — teils in der Hinsicht, daß danach die Dinge beurteilt und gewertet und die Menschen erzogen werden.

Das religiöse Führungsideal aber ist Christus, wie schon gezeigt, nicht ein Eigenname, und wie an sich selbst verständlich, auf göttliche Persönlichkeit zurückbezogen. Es ist aber nach allem Vorigen ebenso verständlich, daß diese Beziehung nur eine symbolische sein kann, weil Gott ein Symbol ist. Dem Einen, dem ewig Vater ewig entspringend, ist es so genannt als das begleitende Ideal der Menschheit, das, wo auch nur zwei in seinem Namen versammelt sind, mitten unter ihnen ist. Es ist schon wegen seines Alters, noch mehr wegen seiner Wahrheit und Wirklichkeit das einigende Heiligtum der Menschheit, immerdar von heiligem Geist empfangen, das Herrschende der Menschheit.

Hierin eine Übereinstimmung unter denkenden Menschen zu erzielen, erscheint, in welcher Zeit sie auch zustande kommen mag, nicht als Unmöglichkeit, denn an ein Vollkommenes glauben sie alle, welcher Art es auch sei, und an eine Führerschaft darin.

Viel schwieriger ist es, sich und andere, zumal Außenstehende und Gegner, zu überzeugen, wie weit der geschichtliche Mensch Jesus Verkörperung des Führungs-Ideals ist. Wie weit — denn Menschen sind keine Begriffe, daher auch keine Inbegriffe, auch wenn ihre Namen als Typen zur Bildung und Befestigung der letzteren in Gebrauch sind. So ist auch Gotamo bei einem großen Teil der Menschen als Inbegriff des Vollkommenen in typischem Gebrauch, und wird als der Erleuchtete, als der Buddha einer unbegrenzten Verehrung teil-

haftig. Berücksichtigt man nun von Jesu auch nur das eine zusammenfassende Gebot der Gottes- und Nächstenliebe, so ist gerade durch dasselbe und dessen Ausführung unter gegebenen Verhältnissen das allgemeine Führungs-Ideal deutlich gemacht und in das öffentliche Leben getragen worden. Denn dies Gebot ist der kürzeste Ausdruck für die beiden Hinsichten, nach welchen, wie schon bemerkt, die Führungs-Idee eine Mittlerrolle annimmt, nämlich einerseits dem Vollkommenen zugewandt zu sein, andererseits dem Unvollkommenen, der Hilfe Bedürftigen. Das Bedürfnis ist gegeben. In einer politischen Theokratie, wie zu Jesu Zeit, erweckt es die Frage nach wahrer Gerechtigkeit und ihrem Verhältnis zu Gesetz und Gnade, oder nach dem wahren Audienzraum (dem Kämmerlein) zum Empfang von Botschaften und Vertragsbedingungen seitens des sogenannten Himmelskönigs und ähnliches; in einem ausgedehnten Kastenwesen, wie zu Gotamo Buddhas Zeit, erweckt es die Frage nach der Befreiung von den Schranken der Geburt und nach der Bedeutung des Geborenwerdens überhaupt, und so schließt sich das Führende immer einerseits dem gegebenen Bedürfnis an, wie es andererseits dessen Befriedigung aus dem allzeit Gültigen vermittelt, dem letzteren also, dem Ewigen zugewandt ist.

Wer Jesum seinen Herren nennt, kann dies nur in geistigem Sinne tun, nämlich soweit er erkennt oder wenigstens glaubt, daß der Mann aus Nazareth dem Führungsideal entsprach. Solch menschliches Entsprechen hat immer seine Grenzen nach Zeit und Umständen, wie denn z. B. in Jesu keinerlei Führung in der Geometrie und Zahlenlehre lag, obwohl diese eine Fühlung ist mit dem Göttlichen, das in der Natur waltet, während dagegen das Christusideal ein allgemeines, die Menschheit begleitendes ist. Immerhin sind alle Arten der Forschung und Handlung in Gottes- und Menschenliebe eingeordnet, soweit sie für Menschen Wert haben, sodaß man sagen kann, sie sind der nie versiegenden Quelle nach in Jesu Prinzip enthalten, und der dies Erkennende bedarf keiner das Staunen erregender Zeichen, um dies für sich anzuerkennen.

Und solches Prinzip, zwar schon vor Jesu erkannt und ausgesprochen, gewann doch seine in die Weltgeschichte tretende Kraft erst durch den Anschluß an Jesum. Das lag in dem

Bedürfnis der Zeit. Jahrhunderte lange blutige Kämpfe und Eroberungen hatten schließlich im römischen Kaisertum einen Herrn des Erdkreises geschaffen. Augustus brachte endlich Frieden, und genoß als Sohn des Sonnengottes göttliche Verehrung. Bei seiner Geburt, erzählt Sueton, sollte ein neuer Stern geschienen haben. Endlich ein Weltfriede — aber was für einer? Auf Blut gegründet, aus Feindschaft und Treulosigkeit gegen ehemalige Bundesgenossen geboren, auf Verachtung von Menschenwert, als würden Unterworfene zu Sachen, hinauslaufend, ein Friede auf Ausrechnung mit Falsch im Herzen, nicht ein Friede aus Gesinnung. Dachte man schon in Rom selbst, in der Schule der Stoa, daran, das wahrhaft Königliche und zum Frieden Führende in etwas ganz anderem zu suchen, als in einer Weltherrschaft, so blieb dies doch auf die Schule beschränkt, während die damals mit Handel an allen wichtigen römischen Plätzen angesessenen und in Jerusalem der Hauptsache nach nur zentralisierten Juden messianische Ideen ihrer Art, feindlich allen Götterkulten wie aller Menschen erwiesenen göttlichen Verehrung verbreiteten. Und ihr Zulauf an Proselyten und Halbproselyten (ohne Beschneidung) war um so größer, als die Juden hinsichtlich des Kultus und auch hinsichtlich des Kriegsdienstes Privilegien genossen, die für viele eine Anlockung waren. Hier bildeten sich bald hellenistisch-jüdische Sekten der Christianer — so hießen die Christen vorerst —, Jesum Christum ihren Herrn nennend, weil er sie gleichsam im Loskauf freimachte zur Gottes- und Menschenliebe —, und ihnen damit einen Frieden, höher als alle Ausrechnung, in die Gesinnung legte.

Zwei Umständen, die sich auf die Zeit bezogen, hat man zuzuschreiben, daß Jesu dem Christ der Herrentitel beigelegt wurde, ein Titel, den er bei Lebzeiten nicht führte, und der damals überhaupt nicht Sitte war außer dem Kaiser oder Gott oder Sklavenbesitzern gegenüber. Das gewöhnlich gebrauchte Bild eines Loskaufs erinnert an die damals verbreitete Sklaverei. Ein losgekaufter Sklave ging aus der Hand des einen Herrn in die eines neuen Herrn über, der, wenn er wollte, ihm die Freiheit schenken konnte. Jesus erschien also gleichsam als dieser neue Herr. Der andere Zeitumstand war, wie auch schon

angedeutet, das Dasein eines Herrn der Erde, des göttlich verehrten römischen Kaisers, zu dem der Gekreuzigte als ein Herr nicht von solcher Welt in den schärfsten Gegensatz trat. Der Gegensatz war ein prinzipieller, da das Prinzip der Gottes- und Nächstenliebe eine Selbstbestimmung setzt, die mit den Gewalttätigkeiten einer Weltherrschaft (auch wenn Jesus vom Steuerdruck absah) grundsätzlich unvereinbar ist, indem sie auf die freie Persönlichkeit hinaus will, auch hinsichtlich einer Weigerung anderen zu schaden. „Widerstehet nicht dem Übel" — daran sucht ja auch heute wieder Tolstoi in seinem Aufrufe zu erinnern. In der Tat setzte sich der Abfall von der damaligen Autokratie insgeheim so lange fort, bis die Monarchie gewitzigt ihren Vorteil begriff und die Beugung unter Jesum Christum als den Herrn selbst zu betreiben sich entschloß. Nicht Wenige haben später den Übergang der Religion in eine Staatskirche zu beklagen Anlaß genommen, wie erst neuerdings wieder Schleiermacher. Ob jener Übergang der Religion mehr genützt als geschadet habe, wäre sehr schwer zu sagen, da ja eine Kirche ohne den Hintergrund staatlicher Ordnungen so wenig denkbar ist wie in beständiger Gegnerschaft gegen dieselben. Auf ein „Herr, Herr"-Sagen der Menge gegenüber Jesu und einen etwaigen Zwang dazu, konnte es der Religion freilich nicht ankommen. Das Christus-Ideal vielmehr ist der wahre Herr, wie denn das Wort Christus eben den, dem andere gehorchen, bedeutet.

Man unterscheidet letzteres leider zu wenig, daß nämlich das Ideal fortbesteht, während die Person einen Zeitwert hat, wie lange er auch dauere. Wie wollte man aber sonst verstehen, daß von einem tausendjährigen Reich Jesu unter den Christen die Rede war und davon, daß hernach die Herrschaft von dem genannten Führer Gott werde übergeben werden? Jesus stand als Wegweiser einer neuen Zeit in Judäa, auf das Idealprinzip der Gottes- und Menschenliebe auf seine Weise hindrängend und den überkommenen Jahvekult (prophetischen Hinweisen gemäß) damit in Übereinstimmung bringend. Daß ihm, dem Rabbi, an dem Herrentitel gelegen gewesen wäre, davon ist nichts bekannt, was aber nicht hindert, daß die Nachwelt ihn so bezeichnete, wofern sie das Herrschende als geistig begriff.

Und dazu hat sie in annähernd zwei Jahrtausenden fast Zeit genug gehabt, sodaß die Zeit sich vorbereitet und heranrückt, wo die Herrschaft „unseres Herrn Jesu Christi“ dem Einen Gott und Allvater zurückgegeben werden kann.

IIb.

„Geboren von der Jungfrau Maria.“

Weshalb, fragt man, verband schon die anfängliche Kirche — und zu ihr muß man die Verfasser der Evangelien zählen — die Idee der Jungfrauschaft mit der Mutter Jesu? Die Antwort darauf könnte mannigfach sein, wie etwa eine Exzeption Jesu von einer Meinung über Erbsünde, oder eine Anlehnung an vorher Geschriebenes aus Judäa, wie plump sie uns erscheinen mag, oder eine Umbildung bestehenden Jungfraudienstes unter den gebildeten Völkern der Antike mit Konkurrenz in der Legenden-, sowie Mysterienbildung, oder eines in Verbindung mit dem anderen infolge kirchlicher Inspiration — hier soll statt dessen das Nächstliegende im Anschluß vielmehr an Jesu Lehrvortrag erwähnt werden. Von den Umständen seiner eigenen Geburt erfährt ein jeder immer nur durch andere.

Nach den zuverlässigsten Berichten begann die apostolische Frohbotschaft von Jesu dem Christ damit, daß Jesus der Sohn Davids sei nach dem Fleisch, und der Sohn Gottes nach dem Geist, der auf ihn bei der Taufe durch Johannes den Täufer herniedergekommen.

Solche Legitimation Jesu nach seiner Herkunft von zwei Vätern, vielen in die junge Kirche Eintretenden unverständlich erscheinend, forderte eine Erläuterung für diese heraus, und die bequemste war wohl die, daß die doppelte Vaterschaft der Zeit nach nicht zugleich, sondern nacheinander zu verstehen sei. So bestand bald die Vorstellung eines Adoptivverhältnisses hinsichtlich des Zimmermanns Joseph als des Vaters nach dem Fleisch, der dadurch der Reihenfolge der Vaterschaft nach der zweite wurde, und die Vorstellung einer dämonistischen Zeugung des Embryos Jesu durch den Geist griff Platz, als wäre solche die erste Vaterschaft. Demgemäß habe der Zimmermann, als Abkömmling Davids, Jesum als seinen Sohn zwar nicht er-

kannt, vielmehr nur hernach anerkannt, höherer Weisung zu Liebe, die den ersten Anspruch auf die Jungfrau Maria gehabt habe.

Neuere, welche an der geschlechtlichen Bedeutung der Jungfrau einerseits, sowie an jenem zeitlichen Nacheinander der Vaterschaft andererseits festhalten, stehen der Vorstellung einer dämonistischen Zeugung, die an griechische Mythenbildung einigermaßen erinnert, fern, ersetzen sie vielmehr durch eine zu heiligem Zwecke geschehene menschliche, allenfalls eine solche, die in der Narkose oder in der damals kaum gänzlich unbekannten Hypnose an der Maria vorgenommen sei, als diese noch höchstens dem Jaworte nach des Zimmermanns Braut war. Sie beziehen sich dann für ihre Mutmaßung auf die biblische Erzählung von Festhaltung des zwölfjährigen Jesu im Tempel zu Jerusalem als in dem, worin er sein mußte, weil es seines Vaters ist, und lassen daneben offen, daß das jahrelange erwerblose Umherziehen von Jesu und den Zwölfen auf Unterstützung eines vornehmen Hintermannes zu schließen erlaube, der sich zu solcher verpflichtet gewußt habe. Ein Priester von Ansehen, meint man demnach, habe sich eines der erwähnten Mittel seiner Zeit an dem Mädchen Maria bedient, und zwar innerhalb der Tempelräume in der Absicht, daß die Frucht später als von Gott empfangen gelten und unter diesem Titel den Juden und deren versteckten Bundesgenossen verheißungsvoll zur Erschütterung der römischen Weltmacht in Asien erscheinen solle. Dazu habe dem Priester ein umlaufendes Wort des Jesaias den Anstoß gegeben, daß ein junges Weib von einem Sohne schwanger würde, dessen Name Friede mit uns und mit dem Rest der sich bekehrt schon auf eine Wendung der Geschicke deute, — der Priester aber sei der durch die spätere Grablegung Jesu bekannt gewordene Joseph von Arimathia gewesen, ein Mann von vornehmer, vielleicht Davidischer Abstammung. Sie merken bei dieser Kombination des einen Joseph mit dem anderen nicht, daß sie in die politische Messiasidee, deren Gegner Jesus war, zurückfallen und so den „Sohn Gottes nach dem Geist“ preisgeben.

Andere halten sich ebenfalls an jenes Wort des Jesaias, geben aber die jungfräuliche Geburt Jesu für erdichtet aus zu-

gunsten einer schlechten Übereinstimmung mit demselben, indem das Wort nicht einmal auf eine Jungfrau, sondern auf ein jugendliches Weibsbild überhaupt zielt, und in seinem Zusammenhange gebraucht wird, um die Dauer einer Schwangerschaftszeit zu umschreiben als einer Zeit, nach welcher die assyrische, nicht etwa die viel spätere römische Gefahr eine Wendung erfahren würde.

Andere ferner meinen, das Christusideal sei in die Seele der Jungfrau Maria eingezogen und habe bei der Erziehung Jesu mitgewirkt, daß dieser sich der Messiasidee zu Dienst stellte; dies sei der Sinn der Worte des ursprünglichen Apostolischen Bekenntnisses „Geboren (= entsprossen) aus dem Geist und der Jungfrau Maria" gewesen, die die Art und Weise, wie der Christ aus beiden entsprossen sei, unentschieden lassen, diesen Sinn aber nahelegen. Es ist nur nicht einzusehen, weshalb dann der Jungfrau ausdrücklich Erwähnung geschah, es sei denn infolge Anlehnung an eine Evangelienquelle, in der es ebenso wie in der syrischen Evangelienübersetzung vom Sinai hieß:

„Joseph, dem die Jungfrau Maria verlobt war, erzeugte Jesum, welcher der Christ genannt wird."

Andere wieder sehen von menschlicher Vaterschaft ebenso wie von dämonistischer Vaterschaft ab — und gegen allen Dämonismus waffnete sich schon Mohammed —, ersetzen beide vielmehr durch eine Vaterlosigkeit, und wollen so auf negativem Wege zu Hilfe kommen. Sie reden daher von einer Parthenogenesis im Sinne der Zoologie, wie diese etwa im Geschlechte der Blattläuse, der Wespen oder Hummeln eine solche in gewissen Stadien verzeichnet, erinnern vielleicht gar auch an die ungeschlechtliche Erzeugung neuer Individuen, wie sie die Botanik an Stelle ausbleibender Befruchtung in Ausläufern kennt, wofern sie nicht verschmähen, die Frage der Entstehung des Lebens überhaupt für den Spezialfall dieses Jesus und dieser Maria aus dem jüdischen Lande aufzurollen, um zu zeigen, daß man über die Entstehung des Lebens überhaupt nichts wisse, daher sich mit Umprägung uralten Mysteriums des Lebens begnügen könne.

Andere endlich meinen, das Staunen Vieler damit er-

weckend, daß es ein unter allen Embryonen ausnahmsweiser gewesen sein müsse, der das Vollkommene bereits selbst war, und daher jede Verständigung über die jungfräuliche Mutter überflüssig mache, statt offen zu sagen, daß es ein Widerspruch mit sich selbst ist, ein Embryo, welcher das Vollkommene ist.

Alle diese verkennen den symbolischen Begriff des „Vaters nach dem Geist", daher auch des „Sohnes nach dem Geist", sowie das wandernde Symbol der „Jungfrau", der „Braut", der „Auserwählten", und würden es vielleicht geschlechtlich ebenso ungereimt finden, daß auch Jesus fromme Gemeinden Jungfrauen mit brennenden Lampen nennt, da dieselben vielmehr Männer, Weiber und Kinder sind, unter denen die Verheirateten nach des Tages Last und Mühe ihre Lampen löschen werden, statt auf einen Bräutigam zu warten.

Der symbolische Begriff des Vaters nach dem Geist wird unter Absehung von endlicher Beschränkung erhalten. Das Endliche wäre aber der einzelne Akt, der in der Natur die Vaterschaft ausmacht, die Befleckung, daher alle Empfängnis seitens des Vaters nach dem Geist vielmehr eine unbefleckte heißt. So wird der Vater zum Ewig-Vater, ein Symbol, welches umfaßt, was in unendlicher Reihe der Geschlechter Individualität bedingt und zu Vollkommenheit führt, wie die Gesetze der Veränderung, der individualistischen und sozialen Lebensführung mit der besonderen Art der Schicksale. Das Symbol ist nicht sowohl anthropomorphistisch als vielmehr anthropogenetisch, Menschen bildend, die gleich Kindern menschliche Ähnlichkeit und Anlage haben, in Ansehung der Vollkommenheit dagegen noch nicht Menschen sind, sondern in Zank, Begehrlichkeit und Hilflosigkeit vielmehr niederen Geschöpfen gleichen.

Gottes Sohn ist daher nicht jemand durch die Geburt, sondern durch die Vollkommenheit, die er bringt, und das aus solcher fließende Heil. Genießende eines Heils und auf solche Weise Gottes Söhne möchten wohl alle sein, nicht alle aber Erzeuger eines Heils. Dies erfordert den Mann an der rechten Stelle, berufen wie Jesus unter den Anhängern Johannes des Täufers. Der symbolische Begriff des Vaters unterscheidet sich

dadurch von dem des Sohnes, daß der himmlische Vater unendlich viele Söhne haben kann (nach Jesu Wort: „Unser Vater in den Himmeln", „euer himmlischer Vater, sorgend für Menschen und Spatzen"), nicht aber umgekehrt ein Sohn unendlich viele Väter, er wäre denn ein Buddhist, der sich für unendlich oft wiedergeboren hält. Der symbolische Sohn ist der, der ein Sohn ist für viele Söhne, indem er das Allgemeine derselben darstellt oder zur Geltung bringt.

Da nun Sohn Gottes ebenso wie Knecht Gottes und Jungfrau Zion in gleicher Weise zur Bezeichnung des jüdischen Volkes gebraucht wurden, sofern letzteres das Allgemeine der Religion zur Geltung zu bringen hoffte unter den Völkern, so waren Sohn Gottes und Jungfrau Gottes in dem angegebenen Sinne gleichbedeutend, und es handelte sich dabei niemals um die Vorstellung einer ausnahmsweisen Empfängnis nach Art eines Phallusdienstes. Wohl aber ist beim Wandern dieser Sprachbilder ein Umschlagen derselben in den geschlechtlichen Sinn erklärlich, da geschlechtliche Göttermythe bei den meisten Völkern im Umlauf war, und man als gewiß ansehen muß, daß die apostolische Predigt sich jüdischer Sprachbilder bediente. „Der Christ ist empfangen vom Geist und der Jungfrau," das hatte daher den Sinn, daß er aus Gott und der treuen Gemeinde hervorging, die unbefleckt vom Götzendienst und Dämonismus blieb, und enthält die religiöse Wahrheit, daß aus der Frömmigkeit eines Volkes Heil für alle anderen ersprießt, während es nur die Mitteilung einer geschichtlichen Tatsache ist, daß Jesus von der Maria geboren ist, nicht eine religiöse Lehre. Man würde daher, die Begriffe trennend, ohne großer Erläuterung zu bedürfen, sinngemäß bekennen:

Empfangen vom heiligen Geiste und der Jungfrau, geboren von Maria, gelitten usw.

Aber wie man Jesus mit dem Christus verschmolzen hat, als wäre es Ein Name und Jesus Christus Eigenname, so hat man die Maria mit der Jungfrau verschmolzen zu Einem Begriff, und diesen schon in der frühen Kirche zugelassen, weil man glaubte, daß dadurch nichts verloren gehe. So vertritt Maria die jungfräuliche Muttergemeinde in ihrer Mutterschaft, und ist typisch gemacht worden für alles Hehre und Reine, was man

sich unter einem Brautstande mit Gott dachte und ferner denken mag. War die Beschneidung der Juden das Zeichen eines Brautstandes mit Jahve, so ist der Glaube an die Jungfräulichkeit durch Nachlaß der Beschneidung nicht verloren, sondern fortgesetzt in der an Herz und Sinn (gleichsam durch Beiwohnung des Geistes) Beschnittenen, der Jüdin Maria, die in solchem Sinne als heilige Jungfrau gilt. So steht sie auf der gemeinschaftlichen Grenze des Judentums und des Christentums, derselben ihre Härte benehmend, und, da die Juden die Maria ebensowohl als die ihrige anerkennen müssen wie die Christen, gleichsam eine offene Pforte bildend für jene zu diesen. Die falsche Vorstellung eines Firmaments hat nur hier wiederum viel geschadet, sofern die heilige Jungfrau jenseits eines solchen im Himmel vorgestellt wurde. Darauf näher einzugehen ist nicht meine Sache, es genügt, die Quelle des Irrtums linksseitig zu stellen, d. h. ihn kraftlos zu machen.

Wie eine Braut des Bräutigams bedarf, so bedurfte die Tochter Zion, die jüdische Gemeinde — und nicht nur diese — zu Jesu Zeit heilbringenden Geistes. Die Betrachtung der damaligen Zeit, aber auch Jesu Reden selbst geben davon Zeugnis. So im Gleichnis von der Hochzeit eines Königs, der zuerst die Vornehmen geladen hatte, hernach aber die Menge der Elenden zu laden unternimmt, und sein Haus mit Bedürftigen füllt. Auch die Art des Bedürfnisses ist bezeichnet. Eine Hochzeit zu Kana, mit Hinweis des Namens auf das ganze Kanaan, läßt es gleichsam mitempfinden: es fehlte an echtem Getränk.

Nicht bloß in Kanaan, sondern wo sonst dem Haufen religiöse Nahrung gereicht wurde, war es um viele Gegenleistungen wenig Echtes, und dieses, damit die Schmachtenden nur immer wiederkämen, war mit Unverdaulichem (Steinen nach Jesu Redeweise) und mit giftigen Reizmitteln (Skorpionen) gemischt, sodaß den Armen, die das Wenige hatten, auch dies noch genommen wurde. Die Heiligtümer der Zeit waren auf staunende Devotion und Priestereinnahmen zugeschnitten, die zum Herrschen Berufenen allein waren in das Geheimnis des Heiligen, in Zweck und Sinn der Wunderfabeln eingeweiht (vergl. die Versuchung Jesu). Die Menge lief immer wieder hin, um wenig gesättigt wegzulaufen, denn es waren nicht

Gaben der Vollkommenheit, die durch den Genuß sich mehren, stattmindern (Speisung der Fünftausend), noch Gaben des Klaren und Wahren, die den Durst auf immer, wenn einmal genossen, befriedigen (Samariterin am Brunnen). Die Jungfrau Zion hatte ihren Notstand. Dazu bedrängt von Feinden — wo war ihr Ehebund mit Jahve am Sinai geblieben? Es nannte das jüdische Volk sich nur noch mit Unrecht die Auserwählte, in Gottes Hand Gezeichnete, die ewige Braut, denn wie eine Ehebrecherin verlassen und dem Tode preisgegeben, schien es zu sein. Es bedurfte eines Heilbringers, als es mit Gott rechnete, wie mit einer Ware.

Wanderlustig und verkehrsselig von Natur, hatte dieses aus schweifenden Nomaden gesammelte und von patriarchalischen Banden nur lose zusammengehaltene Volk sich in Kanaan, unweit des Hauptmeeres der alten Welt und der Hauptkarawanenstraße des Orients, unter priesterlicher Führung angesiedelt; zwischen dämonistisch gesinnten Eingesessenen lebend und sich mit ihnen mischend, sowie im wechselvollen Kampfe der Selbsterhaltung mit benachbarten Priesterkönigen und europäischen Eroberern hatte es von jeglichem Geiste gekostet und behalten, und nicht ohne eine gewisse Prahlerei vor den Fremden auf ein Heiligtum geblickt, das von David geplant und von Salomo ausgeführt, den Ruhm der letzteren weithin begründet und zu den sieben Wunderwerken der Welt gezählt hatte. Der Tempelbauer werde als Sohn Gottes gelten, hatte Nathan dem David sagen können. Aber die Zeit hatte am Glanze gewaschen, wie sie die Pracht der Lilien hinsinken läßt.

Hatte sich schon der Tempeldienst fortgepflanzt, so waren doch Handel und Wandel, Recht und Unrecht, Gesundheit und Krankheit, Wohl und Wehe im Innern und nach Außen so gemeinsam unter ihn gestellt, daß er dabei zu einem äußerlichen Formalismus werden mußte, der auf das Volk um so nachteiliger wirkte, als er, wie in Opfern und Speisegesetzen, nicht frei von dämonistischen Elementen war; indem dazu noch Gerechtigkeit und Wohlergehen einerseits, und Sünde und Elend andererseits unter eine Kausalverknüpfung fielen, die einer Zwickmühle glich, war der Druck für die Hilflosen vollständig. Denn war der wankende Glaube Ursache aller Mißerfolge, so

war der Glaube schuld am Unheil, und war der Mißerfolg Ursache des wankenden Glaubens, so war derselbe wiederum schuld, und wie vielerlei Dinge waren es nicht, die den Glauben nach dem Tempeldienst zusammensetzten. In solcher Hilflosigkeit der Lage ging die Dämonenfurcht, von der Idee des Einen kaum jemals völlig gebannt, wieder frei im Lande um, und man möchte fragen „schien es nicht solchen Menschen, als müsse die Welt untergehen", wären die Menschen nicht vollkommener, als sie nach ihren Leiden beurteilt werden. Der Tempel war innen morsch. Sollte die Jungfrau Zion zu neuem Leben erwachen, so mußte auch der Tempelbauer ein neuer sein, und umgekehrt, war dieser da, nach Natans Wort ein Sohn Davids nach dem Fleisch, und ein Sohn Gottes nach dem Geist, so war auch die Jungfrau in unbefleckter Schönheit und Heiligkeit wieder da. Jesus-Maria vereinigte beides in Einem.

Der Stern zu Jesu Geburtszeit kann wie der Stern zur Geburtszeit des Augustus (man vergleiche Suetons Lebensbeschreibung des Augustus) astrologischer Legende angehören, läßt aber auch eine andere Deutung zu. Nach dem Donati'schen Kometen war der große Halleysche Komet kurz vor unserer Zeitrechnung erschienen. Er war den chaldäischen Astronomen ohne Zweifel ein bedeutungsvolles Zeichen, weil unbegrenzten Fernen entstammend, und das Firmament, als bestehe es nicht, durchbrechend. Die Weisen vom Morgenlande hatten den Stern beobachtet, die Magier hatten geforscht, was es da wohl mit einem himmlischen König jenseits eines Firmamentes, wie ihn die Juden lehrten, für eine Bewandtnis habe, und die fragende Kunde war die Karawanenstraße entlang bis in Judäa gekommen. Dort schloß man daraus vielleicht schon, daß der Himmel, beim Fehlen einer Feste, ohne festen Wohnsitz eines himmlischen Königs ist. Der Himmel hatte damit sich aufgetan. Die Engel von jenseits mußten sichtbar, der Himmelskönig niedersteigend, und das Himmelreich nahe herbeikommend erscheinen. „Pax (Schalôm) hominibus bonae voluntatis = Heil und Friedensglück den Auserwählten", lautete der biblische Engelsgruß in genauerer Übersetzung; warum lautete er nun aber nicht vielmehr notwendig „Heil der Jungfrau?" Weil es dasselbe war, Jungfrau und Gemeinde der Auserwählten.

Alles Ideale aber, wie es sich unbefleckt fortpflanzt, wird unbefleckt ebenso aus dem Geiste geboren, während das Unbegrenzte des sich fortsetzenden Lebens aus dem Schoße des Weibes überhaupt quillt. In letzterer Beziehung nationalisiert die Kunst, denn die Vorbilder zu Marienbildern, deren es so viele gibt, als es christliche Volksstämme gibt, sind zumeist den Schönheiten der letzteren entnommen, ohne einander, geschweige der Mutter Jesu, zu gleichen. So wird auch hier die Jungfrau zu einem Sammelbegriff ausgestaltet, wie er ein solcher gewesen war.

Eine Konnivenz dem Marienkult gegenüber war der Anlaß, daß Protestanten aus ihrer Kirche austraten, unter dem Namen der Freien Gemeinde angeblich kirchenlos zu sein, wohl aber Freundschaft und religiöse Erkenntnis gemeinsam zu pflegen. Man könnte sie die spröde Jungfrau nennen, weil sie sich in Absage und Negative besonders gefällt, und traditionellen Schmuck gleich einer Fessel scheut. Ach läge alles so einfach, wie popularisierte Wissenschaft und trockene Moral zu liegen scheinen, man könnte sich der Alten schämen, und die Mysterien des Daseins, woran sie trugen, im Salz des Neuen versenken. Diese ändern aber nur ihr geschichtliches Gewand, eine Einsicht, die die Menschen, die sich voneinander trennten, wieder miteinander verbinden wird.

Einer harrenden Jungfrau gleich ist die Apostolische Gemeinde unserer Tage, alles bei sich wie zu Jesu Zeit einrichtend, den erhofft Wiederkommenden bei sich zu empfangen. Das Christusideal ist aber reicher geworden, als es zu Jesu Zeit war, und birgt neue schwere Aufgaben in seinem Schoße.

Die Deutschen sind seit Luther gewohnt, auf die Alma Mater zu blicken, wenn sie ein Heil vom Geiste erhoffen. Jeder weiß, daß die Alma Mater eine auserwählte Gemeinschaft ist, wiewohl der Name ein weibliches Einzelwesen bezeichnet. Jeder weiß auch, daß die Geburten derselben unbefleckt geschehen.

Die Jungfrau Zion und die Jungfrau Germania haben ihre geschichtliche Bedeutung in auseinander liegenden Zeiten. Man mag sich durch Mommsen (Römische Geschichte, Band V, Abschnitt Judaea) von dem weit über die Länder reichenden Einfluß der Judenschaft zur Zeit der römischen Kaiser unter-

richten, um das alte Wort, „das Heil komme den Menschen aus Juda", nicht als eine hohle Anmaßung anzusehen. Aber die Jungfrau Germania, ebenso wie jene in der Uneinigkeit der Stämme die Milch der frommen Denkungsart nicht allein und gleichsam als Universalätzung einflößend, sondern der Soldatenliebe öfter ergeben, als der Prophetenliebe, hat ebenso ihre Verheißung, „daß an deutschem Wesen die Welt genesen wird". Die dazu Mitwirkenden sind ohne Zweifel wiederum erlesene Geister. Möge die grundsätzliche Friedensliebe der einigen Germania ein Heil der Welt bedeuten.

II c.

„Gelitten unter Pontius Pilatus".

Über den Pilatus erfährt man einiges durch Josephus, Buch 18, z. B. wie wenig sich schon sein Vorgänger im Landpflegeramt aus den jüdischen Hohepriestern gemacht, indem er deren vier absetzte. Es heißt daselbst:

„Nach dem A. Rufus erhielt vom römischen Kaiser Val. Gratus die Landpflegerschaft in Judäa. Dieser entzog dem Hannas die hohepriesterliche Würde und gab sie an Ismael, den Sohn des Phabi, dankte aber auch letzteren bald wieder ab, und setzte Eleazar, den Sohn des Hannas, an seine Stelle. Kaum war ein Jahr vergangen, so ward auch Eleazar wieder abgesetzt, und Kamiths Sohn Simon trat an seine Stelle; aber auch diesem folgte nach einjähriger Verwaltung seiner Würde Joseph, der auch Kaiphas hieß. Nach allem diesen kehrte Gratus nach Rom zurück, und Pontius Pilatus übernahm seine Stelle".

Der König Herodes, in der Bibel ein Fuchs genannt, hütete sich, zur Beseitigung solcher Schattenstellung der im Hohepriestertum amtierenden Pharisäer gegen die Landpflegerschaft aufzutreten, hatte vielmehr Freude an der Schwächung jener Sekte und war durch Schmeichelei und Geschenke bedacht, sich selbst am römischen Kaiserhofe in Gunst zu halten. Aber auch von Pilatus weiß man, daß er jener Sekte gern einen Stoß versetzte, worüber Josephus sogleich gehört werden mag, und das Neue Testament berichtet, daß Herodes und Pilatus miteinander freund wurden über der Anklage Jesu seitens dieser

Sekte, ohne Zweifel, weil letztere sich damit bloßstellte, was dem Pilatus so bequem war wie dem Herodes. Zur Charakteristik des Pilatus kann also das Folgende aus Josephus dienen.

„Als Pilatus, der Landpfleger von Judäa, sein Heer aus Cäsarea nach Jerusalem in die Winterquartiere zurückgeführt hatte, ließ er, **um den jüdischen Einrichtungen einen Stoß zu geben,** das Bild des Kaisers auf den Feldzeichen voran in die Stadt tragen. Bekanntlich verbietet unser Gesetz alle Bilder, weshalb die früheren Landpfleger beim Einzug in die Stadt Feldzeichen ohne dergleichen Verzierungen vorantragen ließen. Pilatus war der erste, der ohne Vorwissen der Gemeinde und zwar bei Nacht jene Bilder nach Jerusalem bringen ließ".

Diese Darstellung läßt den Pilatus zu einer praevaricatio gegen das pharisäische Synedrion geneigt erscheinen. Er handelte also heimlich gegen den Kaiphas, was dem Herodes nicht unbekannt sein konnte, und was für die Beurteilung des Leidens Jesu erheblich ist. Weiter:

„Sobald dies bekannt wurde, zog das Volk scharenweise nach Cäsarea und lag dem Pilatus mehrere Tage mit Bitten an, er möge die Bilder doch anders wohin bringen lassen. Dies wollte er indessen nicht zugeben, weil dadurch dem Kaiser eine Unehre angetan würde; als jene aber nicht aufhörten, ihn zu drängen, ließ er am siebenten Tage die Soldaten heimlich sich waffnen und bestieg eine Tribüne in der Rennbahn, wo seine Soldaten im Hinterhalte verborgen lagen. Da die Juden ihm nun von neuem anlagen, gab er seinen Soldaten ein Zeichen, dieselben zu umzingeln, und drohte mit augenblicklichem Tode, wenn sie sich nicht ruhig nach Hause begäben. Die Juden jedoch warfen sich zur Erde, entblößten den Hals und erklärten, sie wollten viel lieber sterben, als etwas zulassen, was der weisen Einrichtung ihrer Gesetze zuwider laufe. Diese treue Anhänglichkeit an das Gesetz zwang Pilatus Bewunderung ab, und er gab augenblicklich Befehl, die Bilder aus Jerusalem nach Cäsarea zu bringen."

Der stolze Römer war also edel gesinnt und nicht unerbittlich. Weiter:

„Hierauf faßte Pilatus den Plan, eine Wasserleitung nach Jerusalem zu bauen, die eine 200 Stadien (5 Stadien = 1 km)

von der Stadt entfernte Quelle aufnehmen und mit Tempelgeldern errichtet werden sollte. Dieser Plan mißfiel aber den Juden, es versammelten sich Tausende von Menschen, die ihn mit lautem Geschrei aufforderten, von seinem Vorhaben abzustehen; und wie es bei einem gemischten Haufen nicht anders möglich ist, fehlte es auch nicht an Schimpfreden und Lästerungen. Daher schickte Pilatus eine große Abteilung von Soldaten, welche in jüdische Tracht gekleidet waren und unter dem Oberkleide Knüttel verborgen hatten, an einen Platz, von dem aus sie die Juden leicht umzingeln konnten, und befahl diesen dann, sich zurückzuziehen. Da die Juden aber mit Schimpfreden antworteten, gab er den Soldaten das verabredete Zeichen, und diese fielen mit weit größerem Ungestüm, als Pilatus gewollt hatte, über Friedliche und Unfriedliche her. Die Juden aber blieben hartnäckig, und da sie als Unbewaffnete sich gegen Gerüstete nicht verteidigen konnten, kamen viele aus ihnen auf diese Weise um, und viele mußten verwundet weggetragen werden. Damit endete der Aufruhr."

Diese Ereignisse fielen in die Zeit des öffentlichen Auftretens Jesu und konnten Jesu unmöglich unbekannt sein; seine Rede „Ihr könnt nicht zween Herren dienen, Gott und dem Mammon", zeigt eine Bezugnahme auf sie, in dem widersprechenden Dienste Gottes und des Tempelschatzes in einem Raume. Andererseits konnte dem Pilatus das öffentliche Auftreten Jesu keinesfalls so unbekannt geblieben sein, daß er sich sein Urteil über ihn erst bei der Anklage der Pharisäer gebildet hätte. Er gönnte ihm seinen Einzug in Jerusalem, und schritt auch nicht gegen ihn im Interesse der Ordnung ein bei großen Zuläufen zu seinen Reden oder beim Tempelskandal, als die Wechslerbuden von ihm umgeworfen und die Händler aus dem Tempel getrieben wurden. Letzteres traf ja nicht ihn, den Pilatus, sondern die Pharisäer, welche dergleichen Geschäfte eingeführt oder zugelassen, dieselben Pharisäer, welche die für römische Finanz und Auskunftei unentbehrlichen Zollpächter (Zöllner) im Volke gebrandmarkt, und die auch als Verwalter des Tempelschatzes jenen Aufruhr gegen ihn angestiftet hatten. An Agenten für inneren Nachrichtendienst fehlte es auch damals nicht. Jesu antipharisäische Gesinnung, sein guter Friede mit

Zöllnern in Lehre und Verkehr war aber ebenso offenkundig, wie sein Zurückrufen von jeder Gewalttätigkeit drastisch war. (Bringt dich jemand um den Mantel, verwehre ihm nicht den Rock, schlägt er dich linksseitig, dulde es auch rechtsseitig, und hast du seinethalben ein Stadium weit zu laufen, gehe bereitwillig auch zwei — Anspielungen auf wachsende Geldleistungen, fremde Beaufsichtigung und tägliche Weglängen beim Bau der Wasserleitung des Pilatus.) Genug, nach der Parteienlage in Judäa mußte die politische Schätzung Jesu seitens des Pilatus eine günstige sein, und nach einem biblischen Bericht nahm ebenso des Pilatus Ehefrau für Jesum Partei.

Aber wie in aller Welt kamen die Ankläger zu der Behauptung, Jesus nenne sich König der Juden? Es war kein ehrliches Zeugnis, sie fingen ihn in der bilderreichen Rede, der auch sie sonst huldigten, und verkehrten ein Wort derselben in politische Prosa, nicht aus Unwissenheit, sondern gegen Treu und Glauben. Und ebenso beruhte vor dem hohen Rat der Vorwurf, er begehe Lästerung, sich Sohn des lebendigen Gottes nennend, auf dem Schliche, das religiöse Wortbild in den prosaischen Sinn der geschlechtlichen Abstammung zu verkehren. Die ehrliche Anklage hätte gelautet, Jesus ist ein öffentlicher Gegner des Tempeldienstes, solche hätte aber den Pilatus nichts angegangen. Königreich, Gottessohnschaft und Tempelbau haben in Jesu Geiste zusammengenommen die Messias-Idee ausgemacht, in einer Umdeutung des Wortes an David: Dir will ich einen Nachkommen erwecken, derselbe soll mir einen Tempel bauen, sein Königreich aber will ich auf ewig bestätigen, will sein Vater sein, und er soll mein Sohn sein. Der Salomonische Tempel und das Davidische Königshaus hatten es nicht getan. Der wahre Tempelbauer fehlte, weil die Erkenntnis des ewigen Vaters fehlte — denn war nicht der Vorhang vor dem Allerheiligsten, ein Abbild des Firmamentes, ein leeres Verstecken? Wer den lebendigen Tempel auf Wahrheit gründete, war Davids Nachkomme, d. h. königlich genug und mehr, ebenso wie Gottes Sohn; konnte man Jesu den Vorwurf der Lästerung machen, ohne auch dem Nathan? Denn Nathan hatte jenes Wort zu David gesagt, als er diesen zu gering befand, den Tempel zu bauen, und das

Wort war bildlich bei Nathan, wie es bildlich bei Jesu war. Oder stammte Salomon von Gott ab? Meinen die Juden solches etwa heute? Jesu eigene Verteidigung — einen Verteidiger hatte er ja nicht — bestand in der Erklärung, daß das Königreich, auf welches er in seinen Reden Bezug genommen, nicht von dieser Welt sei. Es war das, auch von Jesaias in den dunkelen Worten „Ewig, Vater, Friedefürst" angedeutete, Königreich unter Absonderung des religiösen Gedankens vom nationalen. Da man den Nachweis, daß Jesus ein Abkömmling Davids nach dem Fleische sei, von ihm selbst nicht gefordert hat, kann man solchen auch den Späteren schenken.

Stand Jesus in seiner Gegnerschaft gegen den pharisäischen Tempeldienst allein? Da die Sadducäer sich bald den Herodianern, bald den Pharisäern anschlossen, wie es der Augenblick als nützlich erscheinen ließ, kommen nur die Essener in Betracht. Von dieser theokratischen Partei, die jenen Konservativen und diesen Liberalen gegenüber als Radikale in gewissem Sinne, jedenfalls nicht als theologische Schule bezeichnet werden kann, berichtet Josephus Folgendes.

„Die Essener lehren, man müsse alles Gott anheimstellen. Sie lehren die Unsterblichkeit der Seelen, und geben den Lohn der Gerechtigkeit für das allerwünschenswerteste Gut aus. Sie schicken in den Tempel Weihgeschenke, lassen aber keine Opfer darbringen, weil sie heiligere Reinigungen zu haben vorgeben; deswegen ist ihnen der Zugang zum gemeinsamen Heiligtum verwehrt. Übrigens sind es Menschen von ganz vortrefflichem Charakter, die sich bloß mit Ackerbau beschäftigen. Die höchste Bewunderung aber und ein größeres Lob als irgend jemand, der auf den Namen der Tugend Anspruch macht, verdienen sie wegen einer bei Griechen und anderen Völkern ganz unbekannten, von ihnen aber nicht etwa bloß seit kurzem, sondern seit langen Jahren befolgten Gleichstellung, wodurch sie in jeder Hinsicht eine vollkommene Gütergemeinschaft herbeiführten, und dem Reichen nicht mehr Genuß von seinen Gütern lassen als den Dürftigen, und doch gibt es mehr als viertausend Menschen, die so leben. Sie heiraten auch ebenso wenig, als sie Sklaven halten; dieses erachten sie als ein Unrecht, jenes für die Ursache aller Streitigkeiten, und so leben sie abgesondert und dienen

einer dem anderen. Zur Verwaltung ihrer Einkünfte und der Feldfrüchte bestellen sie tüchtige Männer von priesterlicher Würde, welche mit Getreide und Lebensmitteln zu schaffen haben. Sie leben alle auf ein und dieselbe Weise."

Der Ausschluß vom Heiligtume mußte die grundsätzliche Gegnerschaft noch verstärken. Daß sie das Untertauchen zu ihren heiligeren Reinigungen zählten, ist kaum zweifelhaft, sodaß man Grund hat den Täufer Johannes, der sich von den merkantilen Sadduzäern in weichen Kleiderstoffen schon äußerlich unterschied, den Essenern zuzurechnen, oder als einen ihrer Sendlinge zu betrachten, zumal auch seine Verurteilung der Herodianischen Weiberpolitik im Sinne der letzteren war. Er teilte den Parteihaß der Essener gegen die Pharisäer, die er, wie die Schrift berichtet, als Otternbrut bezeichnete. Seinem Zorne schloß sich, wie bekannt, Jesus an.

Von einer vierten Sekte, derjenigen der anarchistischen Zeloten, kann hier nicht die Rede sein.

War die Anklage Jesu, wie gezeigt, eine falsche, hatte ferner Pilatus keine Schuld an Jesu gefunden, noch überhaupt Ursache gegen ihn einzuschreiten, es wäre denn höchstens infolge einer nicht bekannten Verdächtigung, daß der Ausdruck Sohn Gottes mit dem Divus Caesar Imperator (Kaiser Augustus galt als Sohn eines Gottes) in idealer Konkurrenz stand, hatte auch demnach das wiederholt vorgekommene Fliehen und sich Verbergen Jesu nicht etwaigen Nachstellungen des Pilatus, sondern den heimlichen der Pharisäer gegolten, so fragt es sich, wofür denn Jesus gelitten habe unter dem Pilatus, und die Antwort „für fremde Sünden überhaupt" besagt nichts, weil sie zu viel besagt, falls sie nicht Sinnbild dafür ist, daß Leiden von der Unvollkommenheit herrührt. Die Ankläger waren durch Jesu Eifer seine Widersacher, und er entzog sich ihren heimlichen Nachstellungen, um unter dem Schutze des römischen Rechts über Leben und Tod die Wage der Gerechtigkeit öffentlich über sich walten zu lassen, und zwar zu einer Zeit, wo alles, was konnte, nach Jerusalem strömte. Und darin stimmte er, als wahrhafte Persönlichkeit, mit sich selbst überein, denn die Sache, der er sich zu Dienst gegeben, war eine öffentliche. Darin liegt das Freiwillige bei Übernahme der Leiden.

Man sehe kurz, wodurch er Feindschaft erregte.

Ehe Moses war, war Menschensohn — das Gesetz ist also dem idealen Menschheitsgedanken einzufügen. Die sich nicht widersprechende Persönlichkeit steht darüber. Darum

wenn neben Gott keine Götter, — so auch kein heiliger Mammon;

wenn von Allerheiligstem kein Bildnis, auch kein Tempel von Menschenhänden;

wenn Gott ein barmherziger gegen die, die seine Gebote halten, so doch väterlich gegen die, die sie nicht hielten als verlorene Söhne;

wenn kein Mißbrauch des Namens Gottes, auch keine prunkenden Gebete;

wenn Sabbatsbruch zugunsten eigenen Viehes, auch zugunsten menschlicher Hilfsbedürftigkeit, der Menschensohn ein Herr darüber;

wenn Ehrung (Unterstützungspflicht) der Eltern, auch unablösbar durch Zuweisungen an den Tempel;

wenn Ehrung der Eltern (Vorfahren), nicht um des Vergänglichen in Leben und Wohlergehen halber, welches alles dem zufalle, der nicht danach, vielmehr nach dem Vollkommenen trachtet. Da dies den eudämonistischen Konservatismus aller Zeiten ins Herz trifft, kann man sagen, Jesus habe um seines Eifers willen leidend, für die Sünden sehr Vieler gelitten;

wenn nicht töten, auch nicht an der Seele zugrunde richten durch Verfolgung mit Haß oder Bann oder zum Narren machen;

wenn nicht ehebrechen, auch nicht zu Untreue bewegen;

wenn nicht stehlen, auch nicht in Kniffen entwenden, die Häuser der Verwaisenden an sich ziehend;

wenn kein falsch Zeugnis auf Eid, auch ohne Eid keines, sondern wahrhafte Persönlichkeit auf sich selbst gestellt;

wenn kein Begehren zum Schaden des Nächsten, auch kein despotischer Reichtum, sondern Erdbesitz der Sanftmütigen, ein Heil der Armen, eine Rettung der verkrüppelten, preisgegebenen Existenzen, denen die Schuld an ihrer Lage statt beizumessen, zu benehmen ist.

Der realistische Charakter der Theokratie sollte durch den idealistischen des Reiches Gottes ersetzt werden, das Gesetz des Zwanges durch ein Gesetz der Freiheit, wie Jesu später von Paulus nachgerühmt wurde. Alle Speisegesetze sollten gleichsam fort geschwemmt sein, eine Legion von Quälgeistern samt dem verbotenen Schweinefleisch, und der Tempel nur noch ein Bet- und Dankhaus mit freiwilligen Opfergaben sein. Ein Erstlingsvolk aber sei nicht besser als ein Erstlingsarbeiter an einem Weinberge, einen Mehranspruch vor anderen gewähre beides nicht. Alles zusammen genommen bedeutete, daß die stolze Theokratie unter Jesu Odem verdorren mußte wie ein Feigenbaum, dem die Sammelfrüchte nicht mehr kommen, oder, mit dem Täufer zu reden, wie Bäume, die von der Axt an der Wurzel getroffen sind. Daher die Feindschaft.

Ehe des Zeitpunktes, zu welchem sich seinen Feinden zu stellen Jesus geeignet fand, genauere Erwähnung geschieht, muß ein Axiom genannt werden, welches seine Denkweise beherrscht hat, und der Naturbetrachtung entstammt. Es ist dies das folgende:

Gottes Sonne scheint allen Wesen der Erde ohne Unterschied des Guten und Bösen, des Gerechten oder Ungerechten, und ist dadurch ein Hinweis vollkommener Güte, der der erkennende Mensch nachzuahmen hat, will er selbst vollkommen sein. Die der Güte am meisten bedürfen, werden am meisten von ihr erwärmt. Und gerade das Paschafest knüpft an die Sonne an. Pascha bedeutet Vorübergang, und fällt in die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, d. h. des Vorüberganges der Sonne am Himmelsäquator, eine Zeit der Feste unter den Kulturvölkern der alten Welt.

Ob der Brauch, zu dieser Zeit scheibenförmige (an die Sonnenscheibe erinnernde) Brote zu genießen und das Vorüberwandern der Sonne sinnbildlich durch Wanderkostüme darzustellen, älter ist als das jüdische Pascha, möge dahingestellt sein, das auf astronomische Vorstellungen zurückweisende Fest wurde ohne Zweifel von den Juden umgedeutet, und zwar nach der Idee des Einen als Vorübergang des Herrn oder seines Würgengels. Der Würgengel, der Bedeutung des Namens nach dasselbe wie Apollon, schonte bei seinem Vorübergange, so hieß es,

des wandernden Volkes der Juden, um die Nichtjuden zu verderben, und es knüpften sich, da die Juden mehrfach zur Wanderung gezwungen waren, Vorstellungen der Rache an allen ihren Feinden daran. Die geplagten und bestohlenen Ägypter, schließlich mit Mann und Maus in ihrem Grenzmeer wie in einem ausgetretenen Nil ertrinkend, sind nur ein Beispiel, wie man sich die Rache dachte auch an Assyrern, Babyloniern und anderen Bedrängern, die den Schimpf solcher Erzählungen weniger gleichmütig zu tragen schienen als die unkriegerischen Ägypter. Die Sonne stand im Zeichen des Widders, und man opferte aus den Schafherden und aß von dem Opferfleisch, sich so gleichsam mit dem himmlischen Sternbilde vereinigend, damit die Sonne wie an diesem, so auch an den Menschen und ihren Feldern mit den Pfeilen ihrer zunehmenden Wärmestrahlung schonend vorübergehe. Man machte ein Widderzeichen an Toren und Türen, damit die Sonne es sehe und schonend vorübergehe. Die Juden taten es mit Blut, den Würgengel anzureizen gegen Jahves Feinde, frohlockten über diese in Erinnerung und in Hoffnung und stampften auf den Boden zum Zeichen, wie Jahve alle Feinde unter ihre Füße bringe. Das Fest, damals nach Monden bestimmt, begann Samstag, den 4. April nach unserer Zeitrechnung, und zwei Tage vorher stellte sich Jesus seinen Feinden. Die römischen Waffen lagen in Jerusalem, und Pilatus selbst war dort.

Man hat an jüdischen Propheten die Wahrnehmung gemacht, daß sie bisweilen selbst unter Mißachtung ihres Leibes sich zum lebendigen Zeichen einer Idee gemacht, die sie dem Volke sinnfällig vor Augen stellen wollten. Hätte Jesus eine solche Absicht gehabt, etwa den Judenmessias, wie man ihn am Paschafest erträumte, an seinem Leibe als eine Torheit zu erweisen, er hätte sie sicher nicht besser ausführen können, als mit rotem römischen Soldatenmantel als Purpur, mit einer Dornenkrone auf blutender Stirn, neben sich einen Verbrecher und vor sich den mitleidig hinweisenden Römer mit seinem

Ecce homo.

Der Feind stand im Lande; würde die Gefahr schonend vorübergehen wegen der Paschalämmer, die man herrichtete? Sollte man über den Rabbi-Rex, der wie ein Lamm dastand, lachen

oder weinen? Es waren nicht Wenige, die sich an dem Bilde desto mehr ärgerten, und sie drängten tumultuarisch auf Beseitigung dieses Menschen durch den Tod nach ihrem Gesetz, und Pilatus schickte sich unter Ablehnung der Verantwortung in den Augenblick, so gut er konnte, weder vorbereitet noch gewillt, durch den Gebrauch der Gewalt zugunsten seiner eigenen Meinung im Lande die Feststimmung zu stören, und voll Mißtrauen, in Rom der Unbesonnenheit verdächtigt zu werden. Gereizt willigte er ein, den Stab zu brechen, wusch jedoch, wie die Schrift voller Andeutung erwähnt, seine Hände in Unschuld, da man ein Händewaschen in der römischen Rechtspflege sonst nicht kennt. Man stand im Zeichen der Frühlings-Nachtgleiche, einer Gleichheit der Menschen wie vor dem Sonnenlichte, so vor der Gnade in Gepflogenheiten der Völker.

II c.

„Gekreuzigt."

Da Sentimentalität mit längst geschwundenen Schmerzen des Mannes minder würdig ist als Nachspürung nach dem Grunde des Leidens, das Leiden Jesu ohnehin fast aller Welt bekannt geworden ist, so lohnt es sich, gleichsam unter dem Kreuze stehend, die Meinungen der Völker, soweit es wichtig scheint, zu vergleichen, und da fällt es zunächst auf, daß die Juden, mehr noch Christen und Moslem, von einer Vor-Sehung, einer Prädestination, einem Kismet lehren in größerer oder geringerer Übereinstimmung mit dem Fatum, d. h. dem göttlichen Schicksalsspruch der alten Römer (von fari = sprechen), sowie mit dem göttlichen Werdewort oder Logos (von λεγειν = sprechen) der Griechen.

Wie der zeichnende Mensch von dem räumlichen Hintereinander der sichtbaren Dinge ohne Schaden der Wiedererkennung ein flächenhaftes Bild entwirft, der Kontrolle des Tastsinns widersprechend, so schreibt man Gott die Fähigkeit zu, das zeitliche Nacheinander des Geschehenden für seine Blicke in ein Gegenwartsbild zu verwandeln; davon genießen Menschen beschränkte Wahrnehmung, und nur darin unterscheiden sich die Genannten, was und wieviel dies sei, gemeinsam annehmend,

Gott erkenne alles wieder. Um den Buddhismus zugleich zu würdigen, muß man von diesen Vorstellungen jeglichen Anthropomorphismus in Abzug bringen und statt Gottes des Einen den einen Grund alles Leidens setzen, wie er sich gleichsam als allgemeines Fatum, übereinstimmend für Götter, Menschen und sonstige Lebewesen, durch den Mund des Buddha offenbart habe.

So wird die Antwort auf die Frage: Warum mußte Jesus am Kreuze leiden, verschieden ausfallen. Ein Anhänger Mohammeds würde sagen, es sei, da Jesus nicht wußte, ob der Kelch an ihm vorübergehen werde, ein dunkles Kismet, doch unabwendbar, gewesen, und würde Jesum als Vorläufer des Islam, d. h. der Ergebung in den Willen Gottes bezeichnen, weil er wollte, daß es nach Gottes, nicht nach seinem Willen geschehen möchte. Ein Christ würde sich entweder an den griechischen Geist anlehnen und sagen, Jesu Kreuzigung habe im Werdeworte der Welt gelegen, das in Gott ruht und sei, sofern alles nach Jesu Axiom der Güte geschehe, Offenbarung der Güte selbst gewesen, die, ins Fleisch tritt und dasselbe für andere hingibt. Oder er würde sich an den jüdischen Geist anlehnen und sagen, Jesu Leiden am Kreuze haben geschehen müssen, damit sich alles Vorgesehene und Vorbedeutende erfülle zur Ehre Gottes, der sonst als schlechter Handelsmann erscheinen und nebst dem Theokratischen allen Kredit verlieren würde, indem er nicht halte, was er verspreche, und nicht hinausführe, was er anmerke; die Kreuzigung Jesu sei aber vorher angemerkt gewesen in einem Stechen und einem Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und worin sonst das Entsprechende mit gläubigem oder Glauben forderndem Eifer festgestellt wird. Die Vieldeutigkeit bilderreicher jüdischer Rhetorik möchte dabei mancher Willkür und einem Cäsarismus theokratischer Meinung viele Wege öffnen, was alles der Anhänger des Mosaischen Gesetzes ablehnt mit der Behauptung, Jesus habe seine Ungerechtigkeit am Gesetz und, sich fälschlich einen König nennend, den doppelten Frevel mit dem Tode am Kreuze zu sühnen gehabt. Ein Anhänger des Konfucius würde dem letzteren einigermaßen beipflichten, da es von Jesu nicht wohlgetan, daher auch nicht glückbringend sei, gegen Eltern und Ahnen zu lehren, und statt

den angestammten Königen zu dienen, von neuem Königtum zu reden. Ein Anhänger Buddhas endlich würde sagen, daß für fremde Unvollkommenheit oder Sünde nur jemand leide, soweit eigene Unvollkommenheit darein verflochten ist, da dies eben Karma, Schicksal jeglicher Lebenshoffnung sei, das sich in der Reihe der Geburten und Tode am Lebendigen vollzieht, hier freundlich sich andeutend, dort leidvoll sich erfüllend; sei demnach Jesus in einem Vorleben ein Gesetzgeber gewesen, der Härte übte und Milde versprach, so sei er in seinem Nachleben, wenn auch selbst Milde übend, an der den anderen eingepflanzten und auf ihn nun rückwirkenden Härte am Kreuze zugrunde gegangen, teils sich selbst dadurch, teils andere von ihm selbst erlösend. Er müsse aber, wie auch die Christen meinen, wieder erscheinen, gleichviel ob von himmlischem oder irdischem, bewußtem oder unbewußtem Leben überspringend, um die wahre Erlösung eines Buddha zu erreichen; so sei das christliche Kreuz eine Vorstufe zum Buddhismus, der von der Erkenntnis jenes über alles Lebendige waltenden Gesetzes der Gerechtigkeit ausgehend, mit der büßerischen Absage an jegliche Lebenshoffnung in jedem möglichen Leben endigt.

Sind dies nun die Meinungen der religiösen Führer der Völker, vor denen mancher wie vor der Pilatusfrage steht, was Wahrheit sei, so scheint es, würde man teils über der Erörterung dieser Dinge, teils über der pünktlichen Befolgung alles dessen, was sich an Vorschriften daran anschließen mag, Jesum ruhig an seinem Holze hängen und absterben lassen, litte er gegenwärtig, oder sich sinnend in seine Wunden versenken, um erwünschten Vorteil daraus zu ziehen, oder auch die Mutter des Leidenden um eine Gunst angehen, oder endlich sich mit hohen Augenbrauen abwenden. Das aber wäre — zum Heil der Menschheit sei es gerühmt — nicht der Sinn des Christentums, vielmehr die Zuversicht, daß Liebe Gegenliebe erzeugt und nicht zugrunde gehen läßt.

Als zu schonendem Vorübergange des Herrn an seinem Herdenreichtume Abraham nach der dämonistischen Sitte der Zeit ein Menschenopfer darbringen wollte und der Widder dareinschauete, wie er den Isaak band und das Schwert gegen ihn erhob, wer war der Engel, der den tödlichen Streich auf-

hielt, wenn nicht das gottgepflanzte Vertrauen zwischen Vater und Sohn, eine heilige Liebe zwischen Mensch und Mensch? Hätte diese im Stiche gelassen, der Streich hätte den Knaben getötet und niemand hätte je von einem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs geredet, weil das eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Und der Engel war der gleiche, dem Maria, die Fürbittende, vertraute, als ein Schwert durch ihre qualvolle Seele ging, die Jüdin oder den Sohn preiszugeben, und ich überlasse jedem zu erwägen, ob sie mehr durch die Mutterschaft an dem Kinde Jesus, oder mehr durch ihre Fürbitte für den Gerichteten die Menschheit mit einem Göttlichen beschenkt habe, dem diese sich lieber als mythischen Götzen beugt; genug, das Eheweib des Pilatus wurde noch in Träumen beunruhigt, sich des Gerechten anzunehmen, und zur Gnadenerweisung zu bewegen, wie solche bei den Festlichkeiten der Frühlingsnachtgleiche Gepflogenheit war. Und wäre nur das Weib Maria, nicht auch die heilige Jungfrau nach ihrer ursprünglichen Bedeutung als Fürbitterin in Kraft gewesen?

II f.

„Gestorben."

Dies Wort fehlt im alten apostolischen Glaubensbekenntnis. Es ist da wohl absichtlich nicht gesetzt worden, weil viele darüber ihre eigene Meinung hatten. Man muß bedenken, daß Bibel und Bekenntnis in einer Zeit entstanden sind, wo Wunder über Wunder die Unterhaltung des Volkes bildeten, und ein Wunder durch die anderen bewiesen, d. h. überhaupt nicht bewiesen wurde. Das rein Menschliche, das die Wahrheit ist, mußte daher selbst oft sich in ein phantastisches Gewand kleiden, um dem Geschmack der Menge angepaßt zu erscheinen.

Am Kreuze totgesagt ist Jesus auf alle Fälle. Und das ist für das jüdische Gesetz die Hauptsache, daß er als Toter gegolten hat, denn für dasselbe kommt die Handlung der Hinrichtung, nicht der Effekt derselben in Frage, der gar nicht mehr in der Hand der Juden, sondern der Prätur lag. Jesus ist kanonisch gestorben, die Nägel saßen, das genügte, fest wie der tötende Buchstabe. Auch für die entstehende Kirche war das

die Hauptsache. Die Gemeinde, mit Jesu durch das Band des Glaubens eins, durfte dem Gesetz als kanonisch abgestorben gelten. Das entwickelte Paulus.

Etwas ganz anderes ist das physische Erloschensein. Dafür besitzen wir hinsichtlich Jesu am Kreuze keinerlei ärztliche Zeugnisse. Nach Origenes konnte jemand am Kreuze zwei Tage leben. Bei den Römern war Kreuzigung von Sklaven Buße und Pranger, nicht Todesverhängnis. Der Lanzenstich in Jesu Seite mit hervorquellendem Wasser und Blut deutet auf das Wasser der Taufe und das Blut des Abendmahls, ist also schon religiöses Bild, blinden Glaubens, wie der blinde Kriegsknecht Longinus, nicht ein geschichtliches Bild, denn aus Leichen quillt dergleichen nicht. Man brach ihm nicht die Beine, weil er tot schien, und er schien tot, weil man ihm nicht die Beine brach. Genug, er stand unter dem Scheine des Todes, wie der ins Meer geworfene Jonas, oder in Lebensgefahr Verlassene, ohne darum ein Scheintoter sein zu müssen, bei dem man sich in den Zeichen erfolgten Todes täuscht.

Physisches Erlöschen der Weltgerechtigkeit gegenüber wäre ein Beweiszeichen zugunsten der Religion des Gotamo Buddha gewesen. Auch Sokrates erlosch; das Gesetz der Athener, dem er gehorchte, behielt Recht, wiewohl es zu Unrecht angewandt wurde, als Gottlosigkeit rechnend, daß jemand insofern an Götter glauben wolle, als er sich von innewohnendem Göttlichen durch Ausfrage der Menschen überzeugen könne. Sein Schüler Aristoteles entzog sich späterhin einer ähnlichen Rechtsübung der Athener durch die Flucht nicht minder in deren als in eigenem Interesse. Jesus, vor dem Fest der Frühlingsnachtgleiche sich seinen Feinden stellend, bauete darauf, daß ein Gottesmensch unbeirrt, wie die Sonne durch den Äquator, durch menschliche Gerichte gehen werde, auch wenn diese mit dem Stempel Gottes prunkten. Auch seine Jünger wichen Gerichten nicht aus, sondern vertrauten dem Engel, der Kerkertüren öffne. Man findet den Engel später wieder am offenen Grabe Jesu und fragt erstaunt — und staunen soll man ja — wer war der Engel?

Lebendiges ist des Lebendigen Engel, nicht Totes. Gerades hilft, daß ein längeres Gerades werde, nicht Krummes.

Menschliches Erbarmen hilft bei ungerechtem oder übermäßigem Leiden einem Menschensohne, nicht eine Barmherzigkeit jenseit eines harten Firmamentes. Und da echtes Erbarmen nach Jesu Wort immer so wirkt, daß die linke Hand vergißt, was die rechte tat und umgekehrt, so hat sich seine Spur in Jesu Notlage verwischt.

Das Wie der Ausführung des Strafvollzuges hatte in der Hand des Pilatus gelegen. Welche Mannschaften er dazu auswählte, ob jüdische, ob syrische, weiß man nicht, sie wußten aber, daß der Vorgang gegen des Pilatus Urteil lief und hatten zudem geheime Aufträge. Unterwegs hatten sie Jesu das Kreuz abnehmen lassen, und an der Spitze des Kreuzes brachten sie eine Aufschrift an, die den Pharisäern so unerwarteten Hohn eintrug, daß sie lieber Freigebung als solche Kreuzigung gewünscht hätten. Der Delinquent war als der König der Juden bezeichnet, obgleich der König Herodes lebte, und damit die jüdische Nationalität vor den zuströmenden Fremden der Lächerlichkeit preisgegeben. Bitterböse Worte fielen, denen Pilatus sein Scripsi entgegensetzte; man wurde zu Konzessionen bereit, sofern sie der Schaustellung ein Ende machten. Inzwischen hatte man am Kreuze ein gemischtes Getränk in Bereitschaft, von dem Durstenden anzunehmen oder abzulehnen, ein Weib brachte ein Schweißtuch, ein Mann drang in den Tempel und zerriß den Vorhang vor dem Allerheiligsten, andere liefen und verbreiteten davon die Nachricht und machten die Leute vom Kreuze weg dorthin eilen, ein Gewittersturm, rief man, sei im Anzuge, Erdstöße seien gehört — und Joseph von Arimathia stand beredt vor Pilatus, Kreuzesabnahme und ehrenvolles Begräbnis für den Rabbi zeitig erwirkend. Das Pascha breche über Unruhen im Volke an, er möge einen Hauptmann zur Stelle senden, der Jesum als einen frommen Mann schätze und die Exekution für beendigt erkläre und Jesu Freunden freie Hand lasse. Er, Joseph, bürge dafür, daß den Pilatus kein Vorwurf treffe in Jerusalem, in Rom aber werde nicht jeder Anhänger der Stoa ans Kreuz geschlagen, weil er sich einen König nenne, wie dieser Rabbi auch, denn man wisse dort, es geschehe nicht auf Grnnd der Rosse und Reisige, sondern auf Grund der Doktrin. Dieser aber sei zu Esel nach Jerusalem gekommen,

den Gottesfrieden in der Hand, ungehindert, nur gehaßt, weil er Abgaben an Rom nicht mit dem Dienste an Gott unvereinbar erkläre und nicht Zollpächter deshalb verabscheue, weil sie dies sind, wofern sie weder ungerecht noch stolz sind wie die Pharisäer. Im Rufe der Weisheit aber stehe der Rabbi mindestens ebenso hoch als dieser Kaiphas, der wohl hätte wissen können, daß in einem Volke, das sich bald Knecht, bald Sohn, bald Braut Gottes nenne, es keine Gotteslästerung sei, wenn der Einzelne sich ähnlich bezeichne. So sei das Todesurteil in beiderlei Hinsicht zu Unrecht, wie auch nach seinem Scharfsinn Pilatus eingesehen und aufgehetztem Volke nachgebend, die Verantwortung dafür abgelehnt habe. Es stehe bei ihm, der Gnade Raum zu schaffen auch in Ansehung einer frommen zu Tode betrübten Mutter.

So etwa könnte das Lebendige, der Engel des Erbarmens, getan und gesprochen haben, und man mag sich von der Beredsamkeit damaliger vornehmer Juden vor mächtigen Römern selbst ein Bild machen aus Beispielen, die Josephus anführt. Ob nun aus Mitleid, ob aus dem Wunsche, seine Rechtsmeinung nicht gänzlich hinfällig zu sehen, ob aus der Erwägung, daß er es mit Jesu Feinden und Freunden zugleich verdarb, genug, Pilatus gab dem Joseph eine Wache zur Sicherung seines Grundstücks, auf dem dieser den Abgenommenen bergen konnte. Es ist daher willkürlich, abgesehen von der Wertlosigkeit für den Grundgedanken, einen tötenden Schlagfluß bei Jesu anzunehmen, wie dies Renan tat, und daß nicht jeder apoplektiforme Anfall tötet, davon bin ich, vor 23 Jahren einen solchen erleidend, ein lebendig Zeugnis, denn zuspringende und treu sich fortsetzende Hilfe machten Gefahr und Folgen vorübergehen. Und sollte es Jesu im Falle eines solchen daran gefehlt haben? Und mußte Schlagfluß sein? War nicht Erschöpfung menschlicher Kraft Anlaß vorbereiteter Handreichung?

Kanonisch gestorben und totgesagt ist Jesus; gewiß, denn er hat die Todesstrafe nach einem Gesetzeskanon, der den Fall der Gotteslästerung vorsah, hingenommen und die Vollstreckung bis zur Erschöpfung seiner Kräfte willig über sich ergehen lassen. Das sich daneben Ereignende und daran Anschließende ist Sache Anderer, deren Zusammenwirken das Gesamtbild siegender

Gnade über starre Gesetzesform in deren Mißbrauch ergibt, unter Einwirkung gottgepflanzter und von Jesu zum religiösen Bewußtsein erhobener Kräfte des menschlichen Herzens. So ist das Kreuz ein Zeichen lebendiger Gnade geworden, die im Tode nicht verläßt.

Wie leicht sich dieser Gedanke erweiterte zu einer Macht der Gnade über die natürlichen Gewalten des Todes, hängt zu innig mit der Entwickelung der Naturanschauungen zusammen, als daß dies ohne Berücksichtigung derselben deutlich gemacht werden könnte, wozu hier nicht der Platz ist.

Mit dem kanonischen Tode Jesu hängt die spätere Lehre zusammen, daß die Gerechtigkeit Gottes untergegangen, vielmehr aber in Gnade Gottes übergegangen sei, dergestalt, daß, wer letztere besitze, die erstere nicht zu fürchten habe, da ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, in der Gnade geschenkt werde — eine Lehre, welche in grundsätzlichem Gegensatz mit dem bürgerlichen Axiom steht, daß Gerechtigkeit sauer zu erwerben ist, Gnade dagegen geschenkt wird. Das Gerechte, sagte man, sei in Jesu Tod erfüllt und im Gnädigen untergegangen nach dem Ratschluß Gottes, und betrachtete bürgerliche Gesetze und Obrigkeiten als Zuchtmittel und selbst Gnadenmittel zum Siege einer Allgnade, den die Kirche herbeiführt, — während der Gegensatz im Staate liegt, der Heilkraft sich verbessernder Gesetzgebungen und Ordnungen, also dem sich entwickelnden Gerechtigkeitsbewußtsein in dem Maße zu vertrauen, daß schließlich Gnadenerweisung auf besondere Weise überflüssig wird. Kurz, Gnade gilt als Fundament der Kirche, Gerechtigkeit als Fundament des Staates, und die auf dem einen und die auf dem anderen nicht ohne Hader und Eifersucht Bauenden werden erst durch die überall versöhnlich wirkende Wahrheit zu Frieden gelangen.

Auch für die Mission ist der angedeutete Gegenstand von Wichtigkeit, da die an Zahl hinter den Christen nicht zurückstehenden Buddhisten niemals einen Ratschluß anerkennen werden, nach welchem Weltgerechtigkeit zur Weltgnade geworden. Genauer angesehen beruht die Sache auf einer Grenzbetrachtung des Gerechten und Gnädigen im Unendlichen, die in der Entwickelung des Menschengeistes im Laufe der Jahrhunderte bald

mehr, bald minder deutlich ins Bewußtsein tritt. Wie schwierig solche Grenzbetrachtung sein könne, erhellt aus der Vergleichung mit der Geometrie in Hinsicht des Geradlinigen und des Kreisförmigen, von dem man behauptet, daß es im Unendlichen ineinander übergehe, das Geradlinige also als spezieller Fall der Kurve in dieser enthalten sei und darin aufgehe. So naheliegend und bequem in der Anwendung dies erscheint, so falsch ist es in der Begriffsbestimmung, da die denkbar größte Kreislinie den denkbar größten Radius, d. h. die gerade Linie zur Bedingung hat, wie diese denn auch im voraus gesetzt ist, als an welche sich die kreisförmige annähere. Da dies in fundamentalen Problemen der Geometer, von denen eins älter ist als die christliche Zeitrechnung, von Bedeutung ist, so mögen sich die christlichen Missionare für entschuldigt halten, wenn sie das Aufgehen der Gerechtigkeit in der Gnade mißdeuten. Haben doch selbst Paulus nnd Luther dabei gestrauchelt. Wie nämlich alle Verhältnisse des Geraden nach einem Geraden beurteilt werden, das immer ein solches bleibt, soweit man es verlängere, desgleichen alle Verhältnisse des Krummen nach einem solchen, das immer eine Abweichung vom Geraden hat, wie groß oder wie klein und dem Verschwinden nahe sie sein mag, so werden alle Verhältnisse des Gerechten nach einem Gerechten beurteilt, daß immer ein solches bleibt, und wonach in Forderung oder Leistung dasjenige einem anderen geschieht, wovon man, wenn an die Stelle des anderen versetzt, wünschen würde, es selbst zu erfahren nach einem allgemeinen Grunde des Gleichen und Verhältnismäßigen, — desgleichen alle Verhältnisse des Gnädigen nach einem Gnädigen, das immer ein solches bleibt, und wonach auf eine Gefahr zugunsten anderer vom Gerechten abgewichen wird nach einem besonderen Grunde der Ungleichheit derselben in individualistischer, oder sozialer, oder sonstiger Hinsicht. Im Unendlichen also, wo man die Berücksichtigung alles Gleichen und Verhältnismäßigen ebenso wie alles Ungleichen und Inkommensurabeln dem höchsten lebendigen Gute, Gott, religiös zuschreibt, muß nicht sowohl ein Opfer der Gerechtigkeit und ein Übergehen der letzteren an diesem Wendepunkte der Zeit in Gnade gesehen werden, als vielmehr eine Gerechtigkeit, der sich alle Gnaden annähern, indem alle Gunsten, Gefahren und

Opfer im unaufhörlichen Wechsel der Situation zu ihrem Ausgleich gelangen. So ist das Gnädige, Barmherzige nicht nur seinem Begriffe nach durch das Gerechte definiert, nämlich als ein Unverdientes, vom Gerechten Abweichendes, sondern unterliegt auch in seinem Schicksal dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit, wie Jesu Wort andeutet: Selig sind die Barmherzigen, denn (nämlich weil anders die Gerechtigkeit fehlte) sie werden Barmherzigkeit erlangen, und wie Jesu Schicksal beweist.

II g.

„Und begraben, niedergefahren zur Hölle.“

Das Erbarmen, was er gepflegt, ward dem Totgesagten vergolten. Oder hätte er als Leiche eine Höllenfahrt unternommen? Zwar ist Jesu Höllenfahrt unbiblisch, aber sie entspringt einer richtigen Vorstellung der Umstände, denn in ein Grabgewölbe gelagert mußte die Seele des sich Erholenden auf die Schattenwelt gerichtet sein. Und zwar die Seele eines Gerechten und Barmherzigen, was mochte sie empfinden? Das Reich des Hades, d. h. der auf Erden unsichtbar Gewordenen, umgab ihn, die Hölle, d. i. der Ort der Gefangenschaft; denn nach pharisäischer Lehre wurden, wie Josephus berichtet, die sündigen Seelen unter der Erde in Gefangenschaft gehalten, infolgedessen man sich schon durch Anfassen eines Toten verunreinigt hätte. Und dem Bunde mit Gott, der ein ewiger sein sollte, entsprach bei einem Bruch desselben, bei einer Todsünde, wie sie Jesu zugeschrieben, eine Ewigkeit der Strafe — was mochten da seine Gedanken sein?

Prophetische Vorgänger mochten vor seinem Geiste auftauchen, die erschlagen und in einer gerechten Sache mit Fluch beladen waren, auch Zeitgenossen, die um seiner Sache willen von fanatischer Verwandtschaft verstoßen, gehaßt, oder für närrisch erklärt, frühzeitigen Tod fanden und immer vergessen sein sollten. Man könnte sie im Geiste Jesu seufzen hören: Rabbi, nimm die Gefangenschaft von uns, die wir nach Meinung der Oberwelt schlafend tragen, und lasse uns frei von Fluch und Banden erwachen in den Augen verlassener Eltern, daß sie wieder fröhlich an uns denken, wie in den Tagen der

Kindheit. Den Daniel aber sähe man aufhören zu kalkulieren mit Monden und Tagen, wann sich die Zeit erfülle, und den Jesaias frohlocken, daß er mit dem bald dem Hades entsteigenden lebendigen Lichte das Reich der Schatten verlassen werde. Herr! hörte man einige sagen, erlöse uns von der vererbten Sünde, die uns nach Meinung der Oberwelt zu Besessenen und Krüppeln gemacht, also daß wir die Schuld der Vorväter tragend starben, gemieden und verachtet als solche, die ihres Elends würdig wären. Stelle uns rein wie andere vor der Oberwelt und den Augen der Priester durch dein Wort, oder sage deinen Jüngern, daß sie es tun, und daß du unsere Stätte berührt habest mit dem Schall deiner Zunge, mit dem Saume deines Kleides und dem Speichel deines Mundes, und kein Zweifel sei, daß wir es selbst waren, unter denen du weiltest. Und den Platon fände man freudig wie Jesaias, daß ein Reich Gottes mit thronender Weisheit und Gerechtigkeit als bestes Gemeinwesen ans Licht komme. Den Sokrates aber, auch fälschlich beschuldigt, sähe man fragend herzueilen: Sage mir, Göttlicher, denn wunderbar ist es mir, was ich aus Herabkommenden vernahm, worin das Wunderhafte liege, daß auch ich es erkenne, ob in anderen, und Zukünftigen oder Vergangenen mehr als in Gegenwärtigen, oder ob es in dir liege und das Wunderwirkende ein Göttliches sei, verhindernd, etwas zur unrechten Zeit zu tun oder gebietend, das Rechte zur rechten Zeit zu tun oder beides, und ob ein Gesetz der Oberwelt solche Forschung strafe. Doch was nützt es, der Kühnheit eines Homer, eines Virgil oder eines Dante in Beschreibung einer Höllenfahrt zu folgen; — Gotamo Buddha wäre im Schattenreiche unsichtbar, nur einige buddhistische Arrahas sähe man zu kurzem Aufenthalte dort und hörte sie Jesu eine Rückkehr ins Leben gleich der ihrigen zu voller Vollendung ankündigen, womit sie aber das Unrechte träfen, da den Barmherzigen, der Barmherzigkeit empfing, das Leben überhaupt nicht verlassen hatte. Hölle, wo war dein Sieg, Bann des Todes, dein Stachel?

II h.

„Am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten."

Zur Ergänzung der zu Gemeindezwecken inspirierten neutestamentlichen Darstellungen möge die mehr der Geschichte huldigende, wenn auch kurze Erwähnung Jesu seitens des Josephus dienen. Derselbe schreibt:

„Um diese Zeit — nämlich wo Pilatus den jüdischen Einrichtungen Stöße versetzte und den Aufruhr der Juden wegen Verwendung des Tempelgeldes mit List und Gewalt niederschlug — lebte Jesus, ein Mensch voll Weisheit, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen darf. Er tat nämlich ganz unglaubliche Dinge, und war der Lehrer derjenigen Menschen, welche gern die Wahrheit aufnahmen; so zog er viele Juden und viele aus dem Heidentum an sich. Er war der Christus. Auf Anklage der Vornehmen bei uns verurteilte ihn Pilatus zwar zum Kreuzestode; gleichwohl wurden die, welche ihn früher geliebt hatten, auch jetzt nicht untreu. Er erschien ihnen nämlich am dritten Tage wieder lebend, wie gottgesandte Propheten neben tausend anderen wunderbaren Dingen von ihm verkündet hatten. Noch bis jetzt hat das Volk der Christen, die sich nach ihm nennen, nicht aufgehört."

Sieht man von der phantastischen Übertreibung, die zum vermeintlichen Vorteile des jüdischen Namens nach Eindruck trachtet, bei Josephus auch ab, soweit man will, man wird der Darstellung entnehmen müssen, daß unter gegebenen politischen Umständen Liebe und Treue das Auferstehungswunder bewirkt haben, und steht daher vor der ebenso einfachen wie erstaunlichen Tatsache, daß Liebe und Treue, daß treue Liebe um der Wahrheit willen das Geheimnis der christlichen Führung ist. So schreibt auch der Historiker Ranke mit kurzen Worten: Jesus stiftete die Religion der Liebe.

Liebe beweist ihr Dasein in dem Geschehenden, Vision hat nur hinweisende Kraft. Weisheit läßt sich nicht täuschen, sie blickt auf das Beharrliche, von dem Geplänkel der Begleitumstände Unabhängige.

II i.

„Aufgefahren gen Himmel."

Eine solche Vision könnte nicht von anderen nachgeprüft werden, wie etwa eine visionäre Auferstehung darauf kontrolliert werden kann, ob dem Geschauten eine Wirklichkeit entspricht, da der Gegenstand solcher Kontrolle hinsichtlich der Himmelfahrt als entschwunden gilt. Und er gilt als nach oben entschwunden, damit niemand, am wenigsten die Feinde des Menschensohnes, seine Überreste fänden, und diese ein Gegenstand des Streites und Hasses oder der abergläubischen Verehrung würden. Daß aber die Vision eine dichterische ist, beweist der Umstand, daß es über den Wolken ein Firmament nicht gibt — und warum soll, wenn der Menschensohn zu Ehren kommt, der Dichter nicht auch geehrt werden? Zumal wenn jener seine Lehre in Gleichnisse kleidete? Da nun der Tod als glatte, das menschliche Einzelleben als Ganzes spiegelnde Grenze in der Seele leicht die Vision erregt, wie sich solche auch einkleide, die Himmelfahrt aber offenbar eine solche ist, so hat man allen Grund, in dem für letztere angegebenen Zeitpunkte den Zeitpunkt für das physische Erlöschen Jesu zu erblicken, auf welchen als den einer von den Feinden nicht weiter zu gefährdenden, sondern abgeschlossenen Tatsache dann sehr bald der Pfingstjubel in Erkenntnis des gesamten Lebenswertes Jesu folgen durfte.

II k.

„Sitzend zur Rechten der Kraft, oder: zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er wieder kommen wird."

Hier mag der buddhistischen Meinung der Wiederkunft eines Buddha vergleichende Erwähnung geschehen. Um letztere Meinung nicht von vornhinein lächerlich zu finden, mag zuerst an das neuerdings entdeckte biogenetische Grundgesetz erinnert werden, nach welchem ein Lebewesen im embryonalen Zustande die hauptsächlichsten Entwickelungsstadien seiner gesamten Ahnenreihe wiederholt. Die Ahnenreihe des Menschen führt durch

das Tierreich. Der Mensch ist also im embryonalen Zustande eine Metamorphose des Tierreichs nach einer Auswahl, Jahrtausende von Geburten und Untergängen gleichsam summarisch in eine kurze Zeitspanne fassend, und kann daher von sich sagen: Ich bin, was ich war und was ich sein werde, eine Vervollkommnung durch Geburten und Tode in auswählendem Übergange. Es klingt nun wie eine eingekleidete Offenbarung, wenn die Buddhisten gerade dies lehrten, ohne im geringsten von einer Betrachtung der Embryonen dabei auszugehen, ohne Möglichkeit mikroskopischer Forschung. Denn die Lehre, daß der Mensch durch das Tierreich kommen und wiederkommen könne, da der Lebensfunke immer auf das ausgewählte Geeignete überspringe, war, wie abergläubisch auch in der Folge ausgebaut, die Grundlage für die Behauptung, daß die Vollendung, die Vollkommenheit in dem Erloschensein dieses Funkens, in der Preisgabe der Lebenslust liege, indem damit die Reihe der Geburten und Tode aufhöre. Gotamo Buddha kann danach nicht wiederkommen, denn er könnte dies nur, wenn er sich fortsetzte, was er durch seinen Willen verhindert hat. Gleichwohl könnte ein neuer Buddha kommen, ebensowohl wie der erste kam, weil dieselbe Gerechtigkeit immerfort in der Welt in Kraft ist.

Zur Rechten der Kraft setzt die christliche Kirche ihren Christus, sich pleonastisch ausdrückend, da die rechte Hand schon das Zeichen der ausführenden Kraft ist, zugleich aber vielleicht in der Ausdrucksweise eine Ehrung bezweckend, denn die Kraft ist ebenfalls in der allwaltenden Gerechtigkeit. In solcher Kraft zu richten, wurde seine Wiederkunft mehr als einmal erwartet. Nach erstaunlicher Rechnung der Adventisten sollte er im Jahre 1844 ins Fleisch kommen. Welcher christlichen Denomination würde er alsdann angehören? — An Haut und Haaren wird der Führer nicht erkannt, — und das Ideal ist unendlich, — vielmehr am gerechten Geiste. In solchem nämlich spiegelt sich die Ungerechtigkeit Lebender und Toter von selbst, und obwohl die Wahrheit das sanfmütigste und versöhnlichste Ding der Welt ist, hat sie doch die erlösende Kraft, Gerechtes vom Ungerechten zu scheiden. Aber sie ist immer schwer und auf steilen Wegen zu finden, und das Daher und Dahin des Christ, sicher nicht

das Jenseits eines Firmamentes, ist das Gewissen wahrhafter Menschheit. Durch dieses auch erkennen die Schafe den guten Hirten schon an der Redeweise, und sammeln sich von selbst wenigstens um seine Führung, wenn auch nicht um seine leibliche Person, nach der eben kein Christ viel fragt.

Im Koran findet man die Behauptung, daß der Gekreuzigte und der gen Himmel Gefahrene nicht dieselbe Person waren, und das entspricht wohl der Annahme zweier verschiedenen Naturen, einer göttlichen, von und zum Himmel, und einer menschlichen, von und zum Staube der Erde, in Jesu dem Christ seitens der Kirchenlehre. Es entspricht aber zugleich der buddhistischen Auffassung hinsichtlich des Gotamo Buddha, daß nämlich Gotamo nach seiner animalischen Natur erloschen sei, Buddha aber wiederkomme. *Ideales kommt eben immer wieder, sonst wäre es nicht ein solches.* Weiß man aber nicht anzugeben, wo es außerhalb einer Leiche bleibe, so wird die Antwort „im Himmel" oder auch „in den Himmeln" schon deshalb nicht falsch sein, weil es keinen Ort gibt, der nicht in irgend einem der Himmel läge. Ja nicht einmal einen leeren Raum — und auf noch Weniger kann es wohl kein buddhistisches Erlöschen bringen — fände man, ohne in einem der Himmel, und, gefunden, müßte dieser bald erlauben, zu einem gefüllten Raum durch das Bewegliche zu werden, das an der Kraft und damit an der Kausalität einer idealen Allgerechtigkeit teilnimmt.

Man wolle nicht meinen, daß des Menschen Sohn in Strömen Blutes wiederkomme. Die Meinung solchen Kommens überhaupt war israelitischer Messiasgedanke, den Mohammed aufgriff. Solcher entspringt der Vorstellung des Göttlichen als eines Eifersüchtigen, nicht aber Allgerechten, wie denn der Koran die Einheit Allahs mit Neid oder Eifersucht begründet. „Denn," liest man, „gäbe es der Götter mehr als einen, so würden dieselben im Eifer miteinander streiten, bis nur einer die Herrschaft hätte."

Ebensowenig wolle man meinen, daß er wiederkomme, einer zügellosen Wundersucht zu gefallen, die, dem gerechten Geiste zu jeder Zeit eine Last, nicht einmal fragen würde, wohin er wiederkäme, indem sie ihn wiederkommend setzt unter

Vergehen von Himmel und Erde, oder von oben mit den Wolken, woher ja, da die Erde rund und ihr Oben allenthalben ist, Licht und Feuchtigkeit jedem irdischen Leben, auch tierischem und pflanzlichem zufließen. Des Menschen Sohn kann nur als einer menschlichen Mutter Sohn wiederkommen. Wunder mag er wiederum tun, die sich wie ehedem durch Heilsamkeit und Plötzlichkeit der Wirkung wahren Wortes auszeichnen, das einmal und plötzlich erkannt, ein unbegrenztes Vertrauen erweckt und gleichsam wuchernd nicht bloß einzelne Taten und Tatenbilder zum Erweise des Rechts des Menschensohnes in Gottes- und Nächstenliebe erzeugt, sondern solches Recht auch zur dauernden Erlösung von den Gebrechen eines Zeitalters verwertet.

Lahme und Blinde heilen, das brachte auch Kaiser Vespasian auf seine Art fertig, es geschah nach Mommsen in Alexandria, wo Schäfermedizin mit Heilreklame im Schwange waren; wie er dergleichen tat, geschah zugunsten kaiserlicher Majestät, nicht als Zeichen der Nächstenliebe, die ihr Gesetz erkennt und für andere wegweisend ist. Die Religion hat es mit den rechten Motiven der Seele zu tun, aus denen die rechte Kunst erwächst mit Erfolgen, die von ihr vorgezeichnet und in der Wunderlegende, als einem Naschwerk des Glaubens, gleichsam vorweg genommen und irdischem Wanderer als Wegzehrung beigesteckt sind.

III.

„Zu richten die Lebendigen und die Toten.“

Das Göttliche wird nicht anders menschlich, als daß ein Menschliches entsteht, das göttlich ist. Göttlich nennen wir das ewig Wahre, das also von der Zeit unabhängig ist, wie sehr es auch den Geschöpfen im Zeitverlauf einer Entwickelung allein vernehmbar wird, und als unendlicher Reichtum des Wahren nur in einer unendlichen Zeit. Der Mensch wäre also voreilig, welcher vermeinte, das endgültige Schema des Gerichts in seiner Hand oder gleichsam das Gesetzbuch des Richters der Dinge verschlungen, d. h. in seinen Geist aufgenommen zu haben. Man wird also bescheidener sagen: Ein Vernünftiges wird nicht anders wirklich, als daß ein Wirkliches entsteht, das vernünftig

ist, und steht damit durchaus auf dem Standpunkte eines Menschensohnes, der das Göttliche liebt, ohne an sich und seinen Mitmenschen zu verzweifeln.

Der Inbegriff alles Wahren, das unendlich ist, ist der himmlische Mensch, die Weisheit, die bei Gott war und ist und sein wird, um mit Daniel und Johannes zu reden, und es ist nach dem Vorigen klar, daß er nicht mit einem Male gänzlich — da er ein Unendliches ist, — zur Menschheit kommen kann, daher vielmehr wiederum und wiederum kommt. Kommend ist er der Meister eines Guten, nicht alles Guten zugleich, denn solches könnten Menschen nicht ertragen, dazu muß die ganze Weltentwickelung tragen helfen. Buddhas Ziel war die individualistische, Jesu Ziel die soziale Vollkommenheit, da er auf ein Reich, d. h. eine Gemeinsamkeit ausging, es mit Hilfe einer Gesellschaft, zunächst der Zwölfe zu stiften; die individualistische hat er in der Gottesliebe gesehen, die doch die Liebe zum Vollkommenen, ewig Wahren überhaupt oder auch die Liebe zum himmlischen Menschen ist. Er stellte diesen dar, so gut ein Mensch vermag, infolgedessen ihn viele selbst dafür halten und hielten. Solches zu denken, ist eine sehr schwere Zumutung, es wäre die Idee in ihrem Sein und ihrem Anderssein zugleich, um mit Hegel zu reden. Man könnte ebenso gut einen weißen Elephanten für die Idee des vollkommenen Elephanten halten, ja für die Klugheit des Tierreiches überhaupt, oder auch einen seltenen Stein für die Kraft des Mineralreiches überhaupt. Solche Vorstellungsweise möchte wohl Devotion, nicht aber Gerechtigkeit erzeugen.

Gerechtigkeit aber ist richtiges Urteil über Lebende und Tote. Man kann sich an die Stelle der Toten versetzen, als sie lebten, und ruft sie für Lehren und Taten zu Zeugen auf. Solches geschieht ja bekanntlich immerfort in der Geschichtsforschung, in wissenschaftlichen Zitaten, in Zeugnissen der Kirchenväter, in Predigttexten, und es gilt nur das Zeugnis, wenn es mit sich, mit den Gesetzen des Denkens und der Natur im Einklang und weder durch einen Vorteil noch durch einen Zwang beeinflußt ist. In der Übung der Gerechtigkeit an den Toten, die ein Gewinn für die Lebenden ist, besteht die humanistische Bildung im weitesten Sinne des Wortes. Gerechtigkeit

ist schwere Tugend; vollkommen wäre sie erst am Ende der Entwickelung, d. h. sie wird immer und immer ein Glauben an den himmlischen Menschen sein, der alle Gerechtigkeit im Unendlichen ist. Dieses Glaubens lebt der Gerechte in seinem Tun, sorgfältig im kleinen, nicht um eines späteren Lohnes oder eines gegenwärtigen Beifalls willen, sondern gleichsam aus Hunger und Durst nach dem Gerechten um seiner selbst willen.

Kann man nun auch eifrig, grausam, barmherzig, milde, vergebend, vergessend gegen Tote sein? Man hört anderen vorwerfen, daß sie Jesum hassen, der doch vor 19 Jahrhunderten gelebt hat. Der Haß gilt dem Fortlebenden. Grausam sind ewige Höllenstrafen, vom Koran und auch schon von den Pharisäern Toten zugedacht, da der Ewigkeit des Gesetzesbundes bei Bundesbruch Ewigkeit der Strafe zu entsprechen schien. Allein zu ewiger Strafe würde ewiges Leben gehören. Man vertilgt die Mutterpflanzen, wenn man den Samen ihrer Art vertilgt, denn es ist, als hätten sie nicht gelebt; ähnlich ist mit Menschen verfahren, sind Familien und Stämme ausgerottet worden, aus Haß gegen deren Vorfahren. Barmherzigkeit gegen Tote, als wären sie einer Hilfe bedürftig, schimmert in mancher Sitte, in Gräberschmuck, Grabbeleuchtung, Hinstellen von Speisen und Getränken, Mitgabe von Geld, in Opfern und Messen, Fürbitten und Segnungen, lebenden und sterbenden Geleiten, und in der Tat will der Mensch, hilfsbedürftig wie er von Natur ist, auch nicht anders nach seinem Tode erscheinen. Milde ist man bei Beurteilung von Toten nach Irrtümern ihrer Zeit, die veraltet sind, da Irren menschlich ist. Vergeben wird zu allen Zeiten den Toten nach dem Maße erwiesener Liebe und Treue, denn wer viel Liebe geübt, der findet nach Menschensohnes Meinung viel Vergebung. Vergessen machen aber kann der Mensch, der Übles angerichtet, nicht selbst, er hätte sich denn mit seinem Mitmenschen ausgesöhnt, als er noch mit ihm auf dem Lebenswege war. Häufig aber bitten Sterbende noch die Verletzten um Vergessen und Vergeben oder bedienen sich eines Menschensohnes als Mittlers, solche Bitte auszurichten, in der sicheren Meinung, die Vollendung des Gerechten bestehe darin, nichts schuldig geblieben zu sein. Doch ist später der Ort hierüber eingehend zu handeln.

III 1.

„Ich glaube an den heiligen Geist."

Dieses Artikels bedarf es kaum, da schon der Glaube an eine Empfängnis vom heiligen Geist den Glauben an diesen voraussetzte. Dort war der väterliche Geist in der Allmacht gemeint, von dem, da Geist von Geist empfängt und empfangen wird, der Geist des Menschensohnes empfangen wird und, wie der lebendige Menschenleib durch Brot, so gleichsam durch das Wort aus dem Munde Gottes gespeist wird. Ich denke an das Wort aus der Versuchung Jesu, daß der Mensch (d. h. jeder) nicht allein von Brot, sondern auch von jedem göttlichen, d. h. wahren Worte lebt. Unter Tieren allein aufwachsende Menschen machen hiervon eine Ausnahme, weil ihnen die Sprache fehlt, zu fragen und so geistige Speise zu erhalten. Stummen und Taubstummen kommt man zu Hilfe, Blödsinnigen kann man nicht oder nur wenig helfen. Kinder lernen die Sprache, mit der Sprache der Väter nehmen sie deren Geist an. So ist der Geist väterlich.

Aber ist solcher Geist der heilige? Allerdings nennt jede Nation die aus der Sprache ihrer Väter überkommenen geistigen Güter heilig, glaubt an dieselben, und ist sich des Schöpferischen, also eines Göttlichen in der Sprache bewußt, daher sie meint für das Göttliche zu kämpfen, wenn sie für die Nation kämpft. In dieser Hinsicht ist jede Nation, so zu sagen, israelitisch, für Gott oder Göttliches kämpfend. Die Geschichte der Sprache ist gleichsam die Naturgeschichte des Geistes, und es ist, von nachahmenden Worten und Lauten abgesehen, von besonderem Interesse, daß die wichtigsten Wortwurzeln in den Ursprachen solche für Tätigkeiten sind, weil man daraus schließen muß, daß sich die Sprache im Anschluß an soziales Bedürfnis, an Arbeit, Arbeitsteilung und Arbeitszuweisung entwickelt hat, die allgemeineres und gleiches Verständnis forderten. Der Mensch ist deshalb seiner Sprache nach als soziales Wesen zu verstehen. Was er sonst individualistisch sei, auch dies erhält in der Sprache sein Verständnis für ihn selbst und andere und seine Bewertung. Dies ist für die individualistische Richtung in der Religion von

Bedeutung, wie bei Büßern und Einsiedlern unter Christen und noch vielmehr unter den Buddhisten, welche durch Absonderung von der Gesellschaft nur der eigenen Vervollkommnung zu leben gedenken, dabei leicht vergessend, daß sie durch das Band der Sprache auch da mit der Gesellschaft verbunden bleiben, wo sie bei Beschränkung oder Entziehung des Verkehrs mit ihr in sprachlichen Erinnerungen denken. Selbst der Beter im Kämmer-lein betet, soweit sprachlich, im Geiste der Väter, dessen Aus-druck eben Sprache ist. Aber ist Sprache nicht zugleich ein Verständigungsmittel unter Menschen verschiedener Nationalität und so der Menschheit überhaupt? Man sagt vom christlichen Pfingstwunder, daß sich dort die Menschen verschiedener Na-tionalitäten verstanden in heiligem Geiste. Dieser ist also viel-mehr der, welcher über die Schranken der Nation zu erheben vermag, und in dieser Erhebung das große Wunder einer ge-meinsamen Verständigung, Erstarkung des wahrhaft Mensch-lichen herbeiführt. Es ist der religiöse Geist, — religio als Sammlung der Menschen erhoben über nationale Schranke.

Man spricht wohl heute von englischen Astronomen, franzö-sischen Medizinern oder deutschen Geometern, nicht aber von einer englischen Astronomie oder einer französischen Heilkunde oder einer deutschen Meßkunde, weil diese Dinge auf Grund-sätze gestellt sind, die von der Nationalität unabhängig sind. Ebensowenig Veranlassung hat man von einer jüdischen oder römischen, griechischen oder arabischen Religion statt von jüdi-schen und anderen Religiösen zu sprechen, weil Religion auf den Geist, nicht auf das Blut gestellt ist. Wo sie letzteres etwa zu sein bestrebt ist, ist sie nicht Religion, sondern Separation. Solche findet man, wo der Ahnenkult wie in China geboten, oder die unbedingte Pietät gegen die Institution der Stammes-Vorfahren wie bei den Anhängern des Moses und des Konfu-cius zum Gesetz gemacht und mit dem Lohne des Wohlergehens im Lande der Väter verbunden ist. Auf die Spitze getrieben, entsteht aus ihr die individualistische Separation, die nur das für gut hält, was dem Individuum frommt, wie es auch für andere ausschlage. Der Einzelne ist danach der Übermensch gegenüber der Kette seiner Ahnen, die biogenetisch in ihm fort-leben oder der stärkste von diesen, der sich im Kampfe ums

Dasein gegen die übrigen erhalten hat und sich weiter erhalten will, wenn er der Fortsetzung solches als schal erkannten Willens nicht zu entsagen vorzieht; theistisch endlich hat danach jeder Einzelmensch seinen eigenen Gott oder gottgegebenen Engel, der ihn schützt und zur Vollendung führt, das die Individuen Vereinigende, die religio, liegt dann in den Engeln, die ja wohl als göttliche Wesen miteinander einverstanden sein und nicht mehr nach dem Blute fragen werden.

Das Gleiche und Wesentliche kann nur die Erkenntnis sammeln, wie sie sich auch in Offenbarung kleide, gleichsam einen allerheiligsten Geist von einem mitteilbaren heiligen unterscheidend und von diesem einen profanen, d. h. außerheiligen (von pro = vor und fanum = Heiligtum) trennend. Es ist aber klar, daß in dem um Euphrat und Mittelmeer gelegenen Länderkreise Juden und Griechen geeignet waren, das Gleiche und Wesentliche aufzufinden, da bei Intelligenz, Wanderlust und Verkehr Sprachengewandtheit und Sittenbekanntschaft nicht mangelten; die Griechen fanden die Idee des Guten herrschend über das Erscheinende an Göttern und Menschen, die Juden stellten das Wahrzeichen für ihr Bestehen, und so wurde der die zerstreuten Schafe sammelnde Christus ein Eckstein der Verständigung der Völker miteinander und mit sich selbst, auf dem weiter gebauet werden konnte.

Und in der Tat ist der heilige Geist ein treibender, nicht ein in einem Menschen vollendeter, wie sehr auch der Glaube, daß der vollendete Mensch erscheine, verbreitet sei, wie gern auch der eine Teil der Menschen den Gotamo, ein ebenso großer anderer den Jesus für einen vollendeten halten. Der Geist ist Tröster über den Hingang Jesu nicht anders als in Zuversicht einer sich über den Tod Jesu hinaus fortsetzenden religiösen Sache. Denn woher, wenn er nicht in dieser liegt, sollte der tröstende Geist gesendet werden, etwa von jenseit des Firmamentes? Ein solches gab und gibt es nicht. Der spätere Kirchenstreit um das Ausgehen des Geistes war daher ein törichter.

Nur der Geist allein sollte Tröster für Jesu Tod sein. Man sollte nicht zu seinen Gebeinen oder seiner Asche wallfahrten, ähnlich wie man von Gotamo erzählt, er habe seinen Leib lieber

einem Tiger überlassen, oder von Solon, er habe sterbend befohlen, seine Asche ins Meer zu streuen, da er dem Geiste allein nach, nicht als Toter in der athenischen Heimat sein wollte. So wünschte auch Jesus zwischen je zweien im Namen des Christ Versammelten dem Geiste nach zu sein. Der Trost über den Hingang eines Mannes, dessen Sache über die Widersacher triumphiert, folgt dem Tode auf dem Fuße, wie denn Pfingsten bald auf den Himmelfahrtstag, den wahren Todestag Jesu, nicht bald auf den Charfreitag, den scheinbaren Todestag Jesu, folgt. Mit Visionen aber feiert niemand Triumphe, so wenig wie jemand mit visionären Lotterienummern Landgüter kauft, sie können nur auf ein Geschehen hinweisen, das sie selbst nicht sind, und entbehren daher des Trostes, den das Geschehene hat. Es wäre aber überhaupt kein Trost in einem Geiste zu finden, der nach der Hinrichtung eines frommen Mannes dessen Vision lange Wochen wandeln und dann von der Erdoberfläche verschwinden läßt, noch weniger ein Grund für das Christenvolk, das Verschwinden der Vision durch einen allgemeinen Festtag feierlich zu begehen, als wäre man froh, sie los zu sein. Schon trostreicher wäre, käme es darauf an, die Annahme einer leiblichen Himmelfahrt in Wolken, d. h. einer Bestattung nach der Sitte, welche die Römer zum Greuel der Juden im Lande übten, die Leichen zu verbrennen, weil dabei nur das verklärte Bild des Hingegangenen fortbesteht, im übrigen aber gleichgültig sein sollte, wie die Toten ihre Toten begruben. Pfingsten, gleichsam der Anfang der christlichen Kirche im Rückblick auf das abgeschlossene Leben ihres Stifters, trostreich nicht nur nach Bewährung von Liebe, Treue und Glauben, sondern auch nach dem Geiste prophetischer Ideale für die Zukunft, ist ein Fest, welches die Kirche als solche angeht, und von letzterer ist bald besonders die Rede.

Zum Geiste gehört die Erkenntnis und die „Liebe zu ihr,“ die Philosophie, so von den Griechen benannt, und allzeit von den Theologen hochgewertet und benutzt. Ich verweile bei ihr.

Ich gedachte der griechischen Philosophen, in deren Muttersprache sämtliche Schriften des Neuen Testaments abgefaßt sind, daß sie durch Ausbildung der Ideenwelt das in den religiösen Vorstellungen der Völker Enthaltene auf klare Form

brachten, wie Platon, Aristoteles, und von keinem darin Bewanderten wird der Einfluß verkannt, den sie auf die christliche Vorstellungswelt dauernd ausgeübt haben. Sie selbst, nicht etwa Christen wie Paulus und seine Anhänger, waren es, welche zuerst die falschen Philosophen, die sogenannten Sophisten verurteilten, weil sie unter dem Namen der Philosophie das um Geld pflegten, was Rednern nützlich ist, mochten diese damit das Volk führen oder irreführen. Solche Lehrer der Beredsamkeit gab es, wie es wohl unter anderen Namen noch gibt, mit gutem Zulauf und noch besseren Einkünften. In manchen Dingen müssen die echten Weisen ihre Unwissenheit auch heute eingestehen. Ich nenne

die Entstehung der Hypnose, deren Bedeutung für Heilzwecke wie für die religiöse Ekstase bekannt ist;

ebenso die Entstehung seelischer Sympathie zwischen Entfernten und das Hellsehen räumlich oder zeitlich entfernter Dinge eigenen oder fremden Interesses, als empfände der Hellsehende durch ein Phantasma plötzlich die schlummernden, unter der Schwelle des Bewußtseins liegenden Vorstellungen seines eigenen oder eines fremden mit ihm geheimnisvoll verbundenen Nervensystems;

ferner die Entstehung des menschlichen Bewußtseins und der animalischen Sinnlichkeit überhaupt;

ferner die Entstehung einer Arbeitsteilung in lebendem Protoplasma;

desgl. die Erhaltung der Form beim Wechsel der Stoffe sowie der Art beim Wechsel der Individuen;

ferner die Entstehung eines Zweckmäßigen der Natur, als wäre der Zweck bloß das umgekehrte Zeitbild eines Kausalen neben einer Anpassung an das letztere;

ferner Entstehung und Wandlung der chemischen Elemente;

ebenso die Beschaffenheit eines etwaigen Urstoffes oder vielmehr das Dasein einer materia naturans.

Das menschliche Wissen hat gar bald seine Grenzen, eine Einsicht echter Philosophen, die sie miteinander befreundet, zu welcher Zeit sie auch leben, und ihnen einen Trost spendet, wie ihn Gefangene durch die Gemeinsamkeit der Fessel genießen.

Der Glaube an den Geist, daß er in alle Erkenntnis führen werde, hält sie aufrecht.

In manchen anderen Dingen dagegen zeigt sich ein prunkendes Scheinwissen, durch welches viele separatistisch betört werden. Ich nenne Behauptungen wie folgende:

alles ist Kraft, wonach auch die Null eine Kraft wäre, sowie der leere Raum;

oder alles ist Stoff, wonach auch die Formen der Atome Stoffe wären, sowie ihre Zahl im Molekül;

oder alles ist Kampf ums Dasein, wonach auch die Entsagung ein solcher wäre;

oder alles ist eitel, oder auf das Schlechteste, wonach auch dieser Satz selbst eitel wäre und auf das Schlechteste;

oder alles ist zweckmäßig und auf das Beste, wonach auch Hysterie zweckmäßig und Lästerung auf das Beste wäre;

oder alles ist Idee, wonach auch das Wachstum Idee wäre;

oder alles ist zufällig, wonach auch das Identische zufällig wäre;

oder alles ist notwendig, ein Satz, der mehrdeutig ist, da es ein kausal Notwendiges gemäß einem Naturgesetze, ein final Notwendiges als einzigen Mittels zu einem Zwecke, und ein logisch Notwendiges als einzige Folge aus einem Grunde gibt, in welchem Falle der letztere als zureichend gilt. Dem entspricht ein Dreifaches des Zufälligen: 1) kausal, sofern dasselbe Ding mehreren, teilweise unbekannten oder unkontrollierten Naturgesetzen folgt, wie beim Fehlschuß oder beim Stehenbleiben einer Uhr mit dem Ableben eines Freundes; 2) final, sofern mehrere Mittel zu demselben Zwecke dienen, wie bei einem Vorrat von Stahlfedern die eine in gleicher Weise wie die andere zum Schreiben dient, oder umgekehrt dasselbe Mittel zu mehreren Zwecken, wie die Sprache, seine Gedanken auszudrücken oder zu verbergen, oder der Schuß, den Gegner zu treffen, oder, im Scheinduell, absichtlich zu fehlen; 3) logisch endlich, sofern derselbe Grund mehrere Folgen hat, wie beim Adler im Hochgebirge, welcher das unter ihm Befindliche als Schnee schätzt, weil es weiß und unbeweglich ist, ein Irrtum, dem das weiße

Schneehuhn sich duckend die Rettung dankt, oder sofern eine Folge mehrere Gründe hat, wie beim Beweise eines Lehrsatzes nach verschiedenen Methoden. Auf logischen Zufall ist bisweilen ein doppelter Rechenfehler abgesehen, der das Resultat der Rechnung richtig macht, sowie die Opferung eines Unschuldigen für den versteckten Frevler, der wiederum statt jenes frei ausgeht, vor einer bloß auf das Resultat sehenden Gerechtigkeit. Was wäre nun das „Alles," das als notwendig behauptet wird?

Man kann von dem All ohne Einschränkung nichts aussagen, und dies ist für religiöse Dinge wichtig. Denn auch vom Allwaltenden läßt sich nichts sagen, außer dem, was identisch ist. So meinen die Moslem „Gott ist Gott" und rufen es in die Welt hinaus. Man kann das All nicht definieren, sondern nur transfinieren, d. h. das eine All, etwa das des Kausalen, gegen ein anderes All, etwa das des Zweckmäßigen, Logischen, Zufälligen oder was es sonst sei, abgrenzen, und die sogenannten allgemeinen Urteile erhalten nur so einen Sinn. So wäre der Satz „alles hat seine Ursache" absurd, wenn man ihn etwa auf den Pythagoreischen Lehrsatz anwendet, denn dieser hat seinen Grund, nicht seine Ursache, soviel wir Menschen darüber erkennen. Will man daher sagen, das All der Kräfte nach Geschwindigkeiten und Massen sei zugleich All der Ursachen, Zwecke und Gründe, so überfliegt diese Aussage die Erkenntnis, und würde die religiöse Idee des in Allem Mächtigen nach Kraft und Bedeutung, die Idee der Allmacht zur Ergänzung haben. Darüber darf man sich auch nicht durch den Satz hinwegtäuschen, daß die Summe der virtuellen und lebendigen Kräfte im All der Welt konstant sei, und nichts hinzukommen könne. Denn solche Summen sind mehrdeutig und unbestimmt, weil die Welt ein Unendliches für den Menschen ist, und er in verschiedener Weise weiter schreiten kann durch Hinzufügung virtueller oder durch Hinzufügung lebendiger neuer Kräfte, die dem Total noch fehlten, etwa wie die Summe aller ganzen positiven und negativen Zahlen nämlich

$$+1-1+2-2+3-3+\ldots$$

entweder konstant und gleich Null ist oder, je nach Anordnung

$$-1+(1-2)+(2-3)+\ldots \text{ und } +1-(1-2)-(2-3)\ldots$$

und Zusammenfassung der Glieder variabel, gleich einer unendlichen positiven oder negativen Zahl.

Da ferner das Unendliche nicht eine Größe, ein mit sich Gleiches, sondern ein Ungleiches, Wachsendes ist, so ist das Unendliche, mehrmals genommen, wieder ein solches, daher das All der Geister, das All der Körper, das All des Freien, des Bedingten usf. zusammen immer wieder das All, und es hat darin eine gewisse Ähnlichkeit mit der periodischen Größe, nach welcher z. B. ein Vollwinkel mehrmals genommen wiederum ein solcher ist.

So fordert der Totalitätsbegriff dem Unendlichen gegenüber eine Vorsicht, die z. B. Tolstoi außer Acht läßt, wenn er dem letzteren gegenüber behauptet, daß dreimal eins immer drei, nicht aber eins sei, eine Behauptung, die nicht einmal im Endlichen, z. B. bei drei größten Kugelkreisen, etwa dem Äquator und zwei Meridianen zutrifft, sobald sie aufeinander gelegt gedacht werden. Denn so machen sie, weil geometrische Linien keinen Raum einnehmen, nur einen einzigen Kreis aus.

Von besonderem Interesse für die religiösen Ideen ist das All des Bedingten und dasjenige des Unbedingten. Unbedingtes, z. B. in einer Reihe von Ellipsen die Wahl derjenigen, die man der Entwickelung der allgemeinen Eigenschaften der Ellipse zugrunde legt, und entsprechend bei Dreiecken, die Wahl des Dreiecks, bei Vierecken die des Vierecks usf., ist nicht selbst Gegenstand, sondern Gegebenes und Voraussetzung des Denkens. So ist das Axiom der geraden Linie ein Unbedingtes. Gleicherweise ist der freie Wille ein Gegebenes, das man schon anwenden würde, indem man sich vorsetzte, über den freien Willen etwas zu denken oder zu schreiben, etwa, unter welchen Bedingungen nicht von ihm geredet werden könne, oder, ob er beim Fehlen solcher Bedingungen als daseiend gelten dürfe, wie man bei einem vor die Augen kommenden Sechseck mit zwei nahezu in gerade Linie fallenden Seiten schließt, daß es vielmehr wohl nur ein Fünfeck sei, bis man sich durch Verlängerung der Seiten von jeder deutlichen Ecke aus überzeugt, daß man im Irrtum gewesen. In der Tat, die Bedingungen des freien Willens, soweit sie nicht durch die Definition desselben gegeben oder aus diesen abzuleiten sind, hat noch niemand aufgestellt.

Ist der Wille überhaupt das Vermögen, auf eine besondere geistige Weise da zu sein, z. B. als Besitzer, Genießender, so der freie Wille das Vermögen auf eine allgemeine geistige Weise da zu sein, z. B. als Gerechter in allen Vorkommnissen, oder als Barmherziger wegen der allgemeinen Hilflosigkeit des Menschen von Natur, oder als Entsagender wegen der Vergänglichkeit aller Genüsse, oder als Wahrhafter, kurz das Vermögen sich nach Grundsatz zu bestimmen, daher die Verantwortung für die unter den Grundsatz fallenden Handlungen zu übernehmen. Diese wird überall, wo von einer Schuld gesprochen wird, vorausgesetzt. Indem sich der Wille heiligen Pflichten dienstbar macht, ist er Organ heiligen Geistes, man stünde aber wiederum vor dem Schöpfergeheimnis, wollte man fragen, unter welchen Bedingungen Organ möglich ist.

Wir haben wohl den Begriff einer Vollständigkeit der Bedingungen, in der Wirklichkeit aber fehlen uns immer einige. „Was man nicht weiß, das eben brauchte man", sagt Goethe im Faust. Das All des Bedingten ist nur durch das All der Bedingungen möglich, und führt wegen des Unendlichen darin zur religiösen Idee. Und das unbegrenzt Kleine und unbedeutend Erscheinende kommt dabei nicht minder in Betracht. Hat neuerdings Fries auf die Bedeutung jenes Begriffs hingewiesen, so war er doch schon immer in Anwendung. Denn der Augurn, der Wahrsager, der Traumdeuter bediente man sich eben zu dem Zwecke, durch Fingerzeige prophetischer Art das Fehlende am Total der Bedingungen zu ergänzen, sowie der Zauberer, das Nötige selbst hinzu zu tun, damit der Lauf der Ereignisse ein erwünschter wäre. Die Wunder der Schrift, darum noch nicht Wunder der Tat, bis auf die stillstehende Sonne zu Askalon sind nur auf solchem Hintergrunde nach ihren Motiven zu würdigen. Aber auch heute bestehen, von profanen Zeichen der Vorbedeutung abgesehen, religiöse Bräuche, sich das Glück zu sichern und sich vor Unglück zu schützen, deren weitere Anführung indes unsinnig wäre. Man darf wohl sagen, daß viele, keinerlei Grundsatz entspringende und darum unmotiviert erscheinende Handlungen und Benehmungen der Menschen ihre Wurzel in Glücksbündnissen unter heimlichen Bedingungen haben, ebenso aber auch, daß das Leben schal

wäre, wenn man alle Bedingungen seines Weges kennte, weil der Wille damit zugleich aufhörte, Wagnis zu sein und der Wert der Hoffnung schwände. Läge das Total der Bedingungen in menschlicher Erkenntnis, so hätte weder Buddha nötig gehabt, seine lang geübte Askese für erfolglos zu erklären, noch Jesus, die Erfolglosigkeit seines Auftretens an manchen Orten zu beklagen; Mohammed aber hätte sich den Islam, d. h. die Lehre von der Ergebung in Gottes Willen überhaupt ersparen können, weil man selbst das Kommende genau ersähe; die Ergebung besteht ja darin, daß der Mensch mit angenäherten Bedingungen grundsätzlich zufrieden sei, da sein Alles immer nur ein Etwas ist.

Von der Idee eines Allbarmherzigen ausgehend lehren wollen, worin das Barmherzige bestehe, oder von der Idee des Allmächtigen ebenso, worin das Mächtige, oder von der Idee des Allgerechten, worin das Gerechte bestehe, wäre ebenso falsch, wie wenn jemand vom Kreise, dessen Radius unbegrenzt wächst, ausgehen wollte, um zu lehren, was das Kreisförmige und das Geradlinige sei, oder wenn jemand von der unendlichen Zahl ausgehend lehren wollte, was Zahl sei, was gerade Zahl und ungerade. Der umgekehrte Weg ist vielmehr der richtige, und man wird diesen in der Lehre Jesu durchgehends eingeschlagen finden. Das Gleichnis geht vom Gegebenen, nicht vom Unendlichen aus, und das Barmherzige z. B. ist so getreu durch Jesum zur Vorstellung gebracht, wie es zu allen Zeiten dasselbe ist. Man öffnet dem Anklopfenden, gibt dem Bittenden, gewährt dem Flehenden, sättigt den Darbenden, kleidet den Frierenden, geht am Beraubten nicht vorüber, hilft bei Verlusten wiederfinden, scheuet Kranken gegenüber nicht die Gefahr der Ansteckung oder den Ruf der Unheilbarkeit, Syphilitischen, Venerischen gegenüber nicht deren Verschuldung durch Liederlichkeit, frägt bei fremder Lebensgefahr nicht nach Zeit und Stunde, Anbruch oder Dauer von Ruhetagen, noch nach Nähe und Ferne, ebenso nicht nach Zugehörigkeit zu Tempel oder Fahne, überhaupt nicht nach einem Scheine vor den Leuten, erweist den Trauernden die Ohnmacht des Todes, nimmt sich der Witwen und Waisen an, trauert mit den Trauernden und läßt sich ihre Freude zur Freude gereichen. Das sind die Motive unbe-

fangener barmherziger Menschensöhne zu allen Zeiten und desto wundertätiger, je mehr sie, zur Pflicht erhoben, zu Sitte und gesetzlich festgelegten Einrichtungen führen. Unter diesen vermisse ich eine, welche ohne Unterschied der Nationalität bei Hungersnöten mit der geeigneten Hilfe rechtzeitig zu wirken die Aufgabe hat im Verhältnis der Größe der Not und der vorhandenen Mittel, und empfehle einer internationalen Beteiligung als Namen und Domizilierung solcher Institution Christiania. Ein Volk von Tausenden aus dem Leichengeruch des Hungertodes ins Leben rufen — der Barmherzige kann es, wenn er solchem Lazarus nicht allzu lange fern bleibt, noch Treu und Glauben fehlen, welche die Überbringung der Hilfe an die Notstelle sichern. Wer hilft, die Institution ins Leben zu rufen? Der Dank ist ihm sicher.

Hinsichtlich des Gerechten spricht man viel von einem Rechte, das mit uns geboren ist, d. h. das durch die Entstehung, die Natur des Menschen begründet ist, von seinem Naturrecht. Dasselbe läßt sich nur aus den Entstehungsbedingungen herleiten, soweit diese bekannt sind, was bekanntlich nicht vollständig der Fall ist. Danach schreibt man dem Menschen ein Recht der Selbsterhaltung durch Aneignung von Naturdingen und der Fortpflanzung durch Geschlechtsgenuß sowie ein Recht der Vervollkommnung durch Auswahl zu, und findet in Abwehr von Gefahren ein Recht des Stärkern. Auswahl und Gefahr sind aber dehnbare Begriffe, vielgestaltig wie die Natur selbst, die nicht ein einmaliges, sondern ein fortlaufendes Entstehen ist und gerade im Menschen reich an neuen Verhältnissen, infolgedessen Deduktion des Rechts von Natur bald genug in Beschreibung des Rechtsgiltigen auf geschichtlicher Grundlage der Völker übergeht und bei der anthropologischen Verschiedenheit der letzteren zu entgegengesetzten Urteilen führt. Daher ist die Auswahl unter dem, was nicht verboten, also erlaubt ist, nebst dem, was nicht geboten, also entsagbar und läßlich ist, weder unter verschiedenen Völkern, noch zu verschiedenen Zeiten die gleiche, und die Gefahr für Freiheit, Eigentum, Ehre, Gesundheit und Leben einer teilweise entgegengesetzten Bewertung unterworfen, nach welcher Abwehr sowohl zu Recht, wie zu Unrecht geschah und geschieht. Das Herkommen der Völker in

dem allen wirkt aber nach Art eines Zwangsvertrages, den man sich aus Not, nicht aus eigenem Triebe gefallen läßt, weil jeder bestehende Rechtszustand erträglicher ist als Auswahl und Abwehr ohne Beschränkung. Man macht den alten Römern unter ihren Cäsaren gern den Vorwurf, daß sie, die Sklaverei beibehaltend, Menschen nach Freiheit, Eigentum, Gesundheit und auch Leben zweierlei Recht unterwarfen, ohne des Vorteils der Rechtssicherheit zu gedenken, den wenigstens die große Zahl von Freien genoß, was in despotischen Staaten der Zeit von niemand gesagt werden konnte. Kommt der Mensch als politisches Lebewesen allein in Betracht, so gilt der Unterworfene als politisch tot und kommt der Sache gleich, eine Vorstellung, die heute noch bei unzivilisierten Stämmen hinsichtlich des Weibes herrscht, das gekauft und verkauft wird. Das Recht ist da ein Ausfluß der Gnade des Mächtigen und reicht soweit als diese reicht, d. h. soweit seine politischen Grundsätze nicht Einbuße erleiden. Daß der Mensch nicht ein politisches, von Wohl und Wehe der eigenen Person oder des näheren Ganzen abhängiges, sondern ein gerechtes Lebewesen sei, das sich nach *allgemein verbindlichen* Grundsätzen ohne Sorge und Furcht bestimmen mag, ist der Tod des politischen Todes, der Sklaverei geworden, und der Anfang eines moralischen Lebens, das von der Zeit unabhängig ist. Denn der Grundsatz ist das das Leben Beherrschende und von der Zeit unabhängig. Daß sich solch Leben zunächst in die Vorstellung ausgedehnter Libertinage, eines Loskaufs Vieler von der Knechtschaft nach der Herkunft des Fleisches kleidete, in das Anziehen eines neuen Rechtsmenschen, eines solchen, wie er vor dem *All*gerechten und *All*gütigen gilt oder nach Untergang des Bestehenden gelten wird, war einer der Sklaverei von Gesetzes wegen huldigenden Zeit verständlicher als es einer davon erlösten Zeit ist, denn der Libertinus war eben ein Sklav, der durch die Güte seines Herrn, nicht auf Grund eigenen Rechtsausspruches an den Herrn, zu einem ihm neuen Gesetz der Freiheit gelangte. Er war, wenn als Sklave geboren, um Geld erkauft, wenn nicht als solcher geboren, um das Wagnis des eigenen Blutes im Waffenspiel erworben, er war unter seinesgleichen ein Auserwählter, und seinem edeln Herrn, der, von einer Gerechtigkeitsidee geleitet,

ihn freigegeben, zu beständigem Dank verpflichtet. Der Libertinus ist nach seiner Rechtslage das Urbild des Kirchenmenschen gewesen, und damit Durchgangspunkt in der Entwickelung zur freien, gerechten Person. Letztere bestand schon, denn wer hätte dem Sklaven sonst die Freiheit gegeben von seinem Gesetz der Knechtschaft? Es ist aber ein Unterschied ebenso, ob man wegen der Gerechtigkeit politisch ist oder ob man als politisches Wesen gerecht ist nach einem Gesetze des Herkommens, wie es ein Unterschied ist, ob man wegen der Gerechtigkeit kirchlich ist oder ob man als Kirchenmensch gerecht ist nach einem System der Kirche, und der Unterschied ist so wichtig, daß davon die Einigung der Staaten über gleiche Rechtsgrundsätze ebenso abhängt wie die Einigung der Kirchen über gleiche religiöse Grundsätze. Denn er betrifft die Frage, wie Treue und Glauben unter Verschiedenen miteinander bestehen können. Die Einigung aller Menschen im Gerechten liegt aber der Hoffnung nach in der Idee des Allgerechten Einen. Man kann nicht sagen, die Idee des Allgerechten sei die höchste, da sie ohne die Idee eines Vollkommenen überhaupt nicht zustande käme, wohl aber, daß sie dem höchsten, sofern über jede angenommene Grenze hinausreichenden (— nicht etwa hinaus gelegenen —) Wesen überall entspreche. Denn wie man eine Höhe zunehmen läßt, nicht willkürlich bald voran und rückwärts im Winkel oder in der Kurve schreitend, sondern jedem Schritt das Seine gebend, auf eine gerechte Weise nach einem Gesetze des Steigens, geradlinig oder spirallinig, so ist das Vollkommene nicht ohne das Gerechte, das Allgerechte aber nicht ohne das Vollkommene in Einem denkbar. Nun ist Entstehen und Vergehen überall, soweit wir beobachten, Gesetzen unterworfen, ohne Abweichung, die Natur also ein Allgerechtes, eben dies Vollkommene jedoch übersinnlich, da es ja im Vielen der Zeiten und Orte nicht erreichbar nur in der Einheit des Ewigen gefunden werden kann. Annäherung an die Einheit des Ewigen ist aber Einigung im Bleibenden, mit der es das Recht zu tun hat. Der einfachste Fall ist jedes Treuwort, daß etwas zwischen zweien auf eine bestimmte Weise gehalten werden soll in gegebener Zeit, sei es Mann und Mann, Mann und Weib, Fürst und Fürst, Volk und Volk, Volk und Fürst, Priester und Volk.

Jedes Treuwort ist ein Bund für die Zukunft, eine Einigung in einem Bleibenden dieser, auf Treue und Glauben: auf Treue, soweit des Menschen Wille dabei in Betracht kommt, auf Glauben, soweit die Zukunft außerhalb des Willens in einem Allgerechten, also in höherer Macht liegt, die beide anerkennen, schon indem sie sich einigen, jeder nämlich dabei weiß, daß er die Zukunft nicht völlig in seiner Gewalt hat, sondern nur soweit, als sie von seinem Willen abhängt. Irrtum z. B. hängt nicht vom eigenen Willen ab, wie beim Bunde des Moses ein Artikel, sich kein Bild Gottes zu machen von dem, was im Wasser unter der Erde ist, dem Irrtum entsprang, daß die Erde, als eine Scheibe, auf dem Meere schwimme. Von allen Einigungen sind diejenigen über Grundsätze die wichtigsten. Sie werden wohl niemals auf Zeit geschlossen, der Anfang und die Dauer ihrer Gültigkeit ist von ihrer Wahrheit als der höheren einigenden Macht, anderseits von dem Nachdruck abhängig, der ihnen durch Zwang gegeben wird. In Ausübung des letzteren stehen die Menschen für die Wahrheit ihrer Grundsätze ein, wobei der Zwang von der brutalen Gewalt bis zum passiven Widerstande die verschiedensten Formen annehmen kann und selbst Vereinbarungen unterworfen ist. Der christliche Satz „alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen" spricht bloß von der eigenen Pflicht, als ob es beim Wunsche, was andere uns tun sollen, stehen bliebe und ein erzwingbares Recht darauf unnütz wäre, wobei man nicht vergessen darf, daß die christlichen Grundsätze aufgestellt wurden, als ein Rechtszustand, besonders durch die Gewalt der Römer geschützt, bestand, daß es dagegen im rechtlosen Zustande auch eigene Pflichten nicht geben würde, es wäre denn, solchem Zustande ein Ende zu machen. Da aber jeder minderwertige Rechtszustand als relative Rechtlosigkeit im Laufe einer Entwickelung des Gerechten erscheint, so ist jenes Wort die Norm der Pflicht, ihm abzuhelfen, damit immer aus der besseren Sitte das bessere Recht erkannt werde. Dem angeführten Satze entspricht es, das Übel aufzuhalten und das Unrechte viel lieber zu verhindern, als es hinterher zu rächen, und so die Übel lieber zu vermindern als durch neue zu vermehren. Dies setzt einen Ge-

meinsinn voraus, der der Kultur des Gerechten förderlich ist und — auch zwischen Völkern — an Boden gewinnt.

An heiligen Geist glaubt jedermann, der über unheiligen sich tadelnd ergeht. Man zielt auf den himmlischen Menschen als den, der da kommt, wenn man mit Trauer im Herzen den schadenfrohen Menschen tadelt, denn man meint, solcher Mensch sei der, der da geht; ebenso, wenn man mit Trauer Mord, Hinterlist, Brand und Zerstörung, Grimm, Hohn und Tücke bemerkt, wie am hämischen Affen, der wohl seine Hinterhände daran gäbe, könnte er mit den beiden vorderen die doppelte Verwüstung anrichten, oder wenn man mit Trauer die Rede vernimmt, ein Schwertwächter stehe vor dem verlorenen Paradiese des Gottesfriedens rufend: „es traue jeder jedermann, soweit das Schwert ihn zwingen kann," oder ebenso beobachtet, daß selbst der autonomen Liebe (caritas) der Argwohn folgt, (als handle sie für Vorteile) und dadurch das Erbarmen sperrt oder unwirksam macht. Daß die caritas die wirksamste Mission und Erweis heiligen Geistes ist, hat man längst herausgefunden.

Alles aber, was auch äußerlich nicht sowohl eine Absonderung, sondern vielmehr eine Einigung der Menschen herbeiführt, dient, soweit nicht als Last empfunden, heiligem Geiste, so die Gemeinschaft in Maß und Gewicht, die Erleichterung und Sicherheit des Verkehrs, die Reinheit der Sprache, gemeinsame Schriftzeichen und Übereinstimmung in der Zeitrechnung. Der zukünftige Mensch wird voraussetzen, er könne sich in der Geschichte seines Geschlechts und ihren Urkunden leicht zurecht finden. Es kann aber eine von Glaubensabsonderungen unabhängige Tagezählung jede andere begleiten, wenn, ohne in Monaten abzusetzen, alle Tage von Frühlingsnachtgleiche zu Frühlingsnachtgleiche fortlaufend gezählt und mit ihrer Nummer — dem internationalen Bezugsdatum — in besonderer Kolonne den gebräuchlichen Kalendertagen der verschiedenen Völker vorgedruckt werden. Der Tag ist dann der erste, an welchem in Greenwich der Eintritt der Sonne in den Äquator bestimmt wird. An der dionysischen, d. i. christlichen Jahreszählung, deren Verbreitung zunimmt, kann man hoffen, festzuzuhalten, wenn auch nach Stentzels scharfsinnigen Untersuchungen im „Weltall" VII, 8 die Geburt Jesu in das Jahr 12 vor Be-

ginn der Aera und in die Mitte des November fallen sollte; eine Zählung nach Äonen = 20930 Jahren unter Benutzung der Periode des Umlaufs der großen Erdbahnaxe (Apside) wäre sonst ein Ausweg einer späteren Zeit, der es gelänge, eine genau bestimmbare Epoche geschickt unter Zustimmung der Völker zu wählen. Es sei darauf nur hingedeutet und die Mithilfe der Astronomen bei ausgedehnten sozialen Einigungen hervorgehoben, von der die Frühlingsnachtgleiche mit ihren religiösen Anknüpfungen unter den Völkern der Erde ein beredtes Zeugnis gibt. Einigend wirkt auch die Volksschule durch über Zweifel erhabene Bildungselemente, durch Erziehung zu Treue und Glauben und durch Pflege einer reinen Sprache in Wort und Schrift als einen gleich nützlichen Samen für Heimat und Wanderung; denn nur die daheim ungepflegte Sprache wird in der Fremde mißachtet, als wolle sie zwischen sich und ihren eigenen Mundarten und Idiotismen noch Dolmetscher beanspruchen. Nicht zum mindesten wirkte die Kirche einigend durch reine Form und edlen Stil ihrer Sprache.

Man rühmte am Deutschen, daß ihm sein gegebenes Wort heilig sei, als verwirkliche sich heiliger Geist sozial in Treue und Glauben; intellektuell faßten die Griechen den Menschen am Worte, daß er genau sagte, was er damit meinte, so daß die Weisheit ihnen die genauesten Begriffsbestimmungen verdankte; die Römer ferner wären ohne die Beständigkeit (constantia) im Handeln und ohne die Heiligkeit des Rechts nicht mehr als ein von der geographischen Lage meist begünstigtes Kriegsvolk gewesen; das prophetische Wort endlich war das gerühmte Heiligtum der Juden, ein vorwärts treibendes (λόγος προτρεπτικός), an dem die Kirche ihre nächsten Aufgaben erkannte und ihre Schicksale im Einigungswerke der Menschen zu bestimmen wagte; aller Ruhm des der Menschheit Heiligen wird in dem mit sich Einigen alles Heiligen, im Gott-Geist gesehen.

Wie könnte die Menschheit, wie könnte auch die Kirche ohne Treu und Glauben, ohne Recht und ohne Weisheit bestehen? So wenig als der Christenmensch ohne den Menschen besteht. Gott-Geist ist ihr Wesen, weil das wahre Persönliche der

Menschheit, durch welches auch erst ihr Vater-Sohn-Symbol erkannt wird.

Folgendes endlich sind zehn Gebote. Vor dreißig Jahren in einer geweihten Stunde niedergeschrieben, mögen sie unverändert, dem Gewissen zu dienen, Platz finden.

Glaube an eine schöpferische heilige Macht, unerforschlich im Grunde der Welt, die du kennst. Er hat die Welt, in der du lebst und deren du ein Teil bist, nach seinem Wesen geordnet und ändert sie so, daß die Ewigkeit seines Wesens in ihr erscheine und dir vernehmlich werde, daß die Gesetze dich erinnern, daß Gott in allem ist und durch ihn alles immerfort.

Du sollst Gott lieben, denn er hat dich zuerst geliebt.

Du sollst gerecht und wahrhaftig sein.

Du sollst auf deine Freiheit halten, die dir Gott geschenkt hat.

Du sollst die Hand nicht ausschlagen, die dir zur Versöhnung geboten wird.

Du sollst dankbar sein gegen Vater und Mutter, Freunde und Fremde für Mühe und Sorgen um Leib und Seele.

Du sollst die Güter mehren, welche den Menschen frommen, durch Arbeit und Fleiß mit Selbstüberwindung.

Du sollst nicht sinnen, das Glück eines Menschen zu zerstören.

Du sollst den Gedrückten beschirmen, wenn du ihn leiden siehst.

Jung oder alt, Freund oder Feind, du sollst die Menschenwürde achten.

Du sollst nicht Hinterlist üben wie die Raubtiere.

Denn Gott wird dem Beistand sein, der milde, gerecht und wahrhaftig ist, und seine Sache führen. Er wird denen, die nach der Wahrheit dürsten, Weisheit die Fülle schenken und sich ihnen im Denken und Sein, im Wollen und Vollbringen offenbaren. Den Trauernden ist er Trost, den Schmachtenden Erquickung, den Sterbenden Zuflucht, den Guten reiche Gnade und Seligkeit, den Bösen Verdammnis, allen allzeit Vater. —

Man spricht wohl vom Frieden Gottes und meint damit das gute Gewissen, welches teils Arbeit, teils Geschenk heiligen Geistes ist, Geschenk nämlich, soweit ein Anfang, Arbeit, soweit

Fortsetzung desselben gesetzt ist. Wenn man daher sagt, daß der Frieden Gottes höher sei als alle Vernunft, so meint man damit den Frieden der Seele; von der Vernunft nur empfunden, deren Urteil über den Menschen unbestechlich ist, weckt er die Freude der Seele, daß sie findet, was sie sucht, ohne daß die Bedingungen dazu allein und vollständig in ihrer Gewalt gelegen hätten. So ist der Frieden der Seele ein Gottgegebenes, ein Frieden Gottes. Denn daß man mit Gott in Krieg oder Frieden sein könne und daß die Vernunft das Kriegerische dabei sei, davon kann wohl, wie billig, nicht die Rede sein. Die Berechnung (ratio = Vernunft, Berechnung) eigensüchtigen Erfolges kommt beim Gottesfrieden der Seele nicht in Betracht.

Da es im Unendlichen des Geistes liegt, daß ein Kapitel über ihn nicht anders als willkürlich geschlossen werden kann, so mag dies meinerseits genug sein. Eine Unterscheidung von modernistischem Geist ist dem Geiste selbst äußerlich und mag daher auf sich beruhen.

III b.

„Eine heilige, allgemeine christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen."

Diese brauchte nicht Glaubensartikel zu sein, wenn man sich von ihrem Dasein durch den Augenschein überzeugen könnte. Ist nämlich Kirche eine gemeinsame Veranstaltung, mitwirkend zu öffentlichem Ausdruck heiligen Geistes, so kann dieser auch außerhalb einer gegebenen Veranstaltung öffentlichen Ausdruck suchen, z. B. in literarischer Führung auf wissenschaftlichem Grunde, oder in einer konkurrierenden Veranstaltung, sei die Gemeinsamkeit öffentlich oder verborgen, wenn die gegebene nur teilweise der Aufgabe entspricht. Denn jede Veranstaltung ist zwischen Freien, sowohl die sie stiften, als auch die sie fortführen oder fallen lassen. Eine allgemeine Veranstaltung läge aber außer menschlicher Macht, daher die allgemeine Kirche weder Jesuskirche, noch Petruskirche, noch Pauluskirche, noch Buddhakirche, noch Mohammedkirche oder Moseskirche sein kann, sondern sich aus der Gemeinschaft aller Heiligen erst als die wahrhaft christliche, d. i. führende ergeben muß. An diese allgemeine

Kirche, die nicht menschliche Veranstaltung ist, glaubt man, daß sie nur das Übereinkommende, nicht das Widersprechende, daher Unheilige, enthalte, mithin das allgemein Führende oder Christliche sei. Ohne die Gemeinschaft der Heiligen ist daher die allgemeine Kirche gar nicht denkbar. Sie bildet das ungeschriebene Evangelium, von dem einige Kirchenväter lehrten, daß man es brauche, wenn man die geschriebenen nicht mehr nötig habe. Sie ist es, auf welche sich Missionare unter entwickelten Völkern — denn rohen Völkern ist jede kirchliche Veranstaltung schon leicht die allgemeine Kirche — immer stützen müssen, um Anknüpfungspunkte der Gemeinschaft unter Lebenden zu gewinnen. Sie ist es auch, durch welche konfessionelle Spaltungen als ungesund und töricht empfunden werden, als wären Witwen um Andenken aufeinander eifersüchtig bei Aussichtslosigkeit neuen Brautstandes, als befände sich die Menschheit nicht mehr in Ehe mit heiligem Geiste. Es ist mit dem Geist wie mit dem Winde, der aus der Atmosphäre stammt, nicht von Jerusalem aus, oder von Rom allein oder von Wittenberg seine Richtung nimmt, sondern bald da, bald dort die Luft reinigt. Auch kann man sich nicht auf den Anhauch Jesu berufen, als wäre dessen Fortpflanzung ein besser Ding, als der göttliche Odem an Adam. Gewiß ist der letzte Hauch eines Abscheidenden für die Umstehenden eine Weihe, sofern die letzten Worte Ausdruck sind eines prophetischen Geistes, wie den Freunden mit der Hinterlassenschaft zu dienen und den Feinden zu begegnen sei, da der letzte Hauch sein Amen hinzugebracht hat. Das ist eine Weihe, und Sklaven kann dadurch die Freiheit geschenkt werden, Arme können reich werden, nicht aber möchten Freie dadurch in den Zustand der Unbotmäßigkeit oder Knechtschaft geraten, denn ein solches Testament müßte doch wohl ungültig erscheinen. Das Unfehlbare der allgemeinen Kirche liegt weder in einer Weihe, noch im einzelnen von Dogmen oder Personen, noch in einer Veranstaltung, sondern im ganzen Geiste nach Wahrheit, Treue und Glauben. Dieser, meine ich, wird bald die christliche Kirche auch als Veranstaltung dahin bringen, daß sie aufhört zur Schädigung der Mission und zur Beförderung des kirchlichen Abfalls allerhand Ismen nachzugehen, einem lutherschen Protestantismus, einem Calvinismus, einem Methodismus,

einem griechischen Katholizismus, einem römischen Katholizismus und wie sie sonst heißen, und statt friedlich schiedlicher Trennung, statt schroffer Abwendung unter einem äußeren Schein der Toleranz, statt Pochens und kirchenpolitischen Vorbehalts sich vielmehr des allgemeinen Brautstandes mit ihm, dem Geiste, zu erinnern. Den Eindruck einer Reihe von Witwen möchte die Kirche, wie gesagt, nicht ferner machen, die auf alte Briefe und Schmucksachen pochend, Zank und Verwünschung nicht sparen, um die Alleinberechtigung ihres Titels zu erweisen. Denn Veranstaltung ist nur Annäherung an das Vollkommene, das sie erstrebt. Welches daher auch ihre Statuten, Dogmen und Observanzen abweichend untereinander für die eine oder andere Veranstaltung sein mögen, ein jeder, der durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft eingeführt ist, mag bedenken, daß er durch sie auf nichts dergleichen verbunden oder verpflichtet ist, da das Taufsymbol keinerlei Zwang auferlegt. Vielmehr dürfte der vorliegende Artikel desselben den Glauben an eine spezielle kirchliche Veranstaltung zugunsten allgemeiner Kirche einschränken.

Ursache der Fehlbarkeit im Heiligen ist nicht sowohl, daß neben einer Veranstaltung noch deren mehrere einhergehen, denn es gehen in körperlichen Dingen neben einem Turnverein zahlreiche andere Turnvereine einher, ohne daß die Anzahl dieser Veranstaltungen die einzelnen störte, sondern vielmehr die Auferlegung von Ordinationsgelübden für Lehren, von denen man recht wohl weiß, daß sie sich in der einen Kirche entgegengesetzt verhalten, wie in der anderen, ebenso die Auferlegung von Gelübden, welche, wie das Gelübde des blinden Gehorsams gegen kirchliche Oberen, ein Gelübde auf widerstreitende Lehrfragen in sich schließen. Wenn Harnack auf Grund umfassender Quellenstudien zu dem Schlusse gelangte, daß die Dogmengeschichte eine Geschichte zunehmender Indifferenz gegen das Absurde (Widersprechende) sei, wenn Kant für die Religion das Wort Jesu „Ihr sollt durchaus nicht schwören" in vollem Ernste nimmt, wenn ohnehin für geschichtliche Wahrheit des Einzelnen, das sich vor fast zwei Jahrtausenden zutrug, kein Schwur bürgt, so würde es der Ehre des christlichen Namens entsprechen, solche Gelübde nicht nur nicht zu einer Bedingung

zu machen, sondern nicht einmal freiwillige dieser Art entgegen zu nehmen, damit nicht der Geist, der frei macht, zu einer Falle der Knechtschaft für das zu Unrecht gebundene Gewissen sich entstelle. Schwüre und Flüche kommen durch eine Tür. Wird der Schwur gleich einer Zauberformel gebraucht, Entgegengesetztes als Heiliges erscheinen zu lassen, so ist das Volk, soweit es an der kirchlichen Veranstaltung hängt, einer Besessenheit von Wahn ausgesetzt, wovon mancherlei krankhafte Einzelerscheinungen, gewöhnlich auf äußere Ursachen zurückgeführt, Kunde geben. Das Übel hat vom Kopfe angefangen und sich von da aus verbreitet, so daß die Heilung auch dort ansetzen muß und plötzlich wie durch ein Wunder gehoben werden kann. Alle wahre Erkenntnis wirkt plötzlich, in dem Augenblicke der Überzeugung. Zu einer Zeit ausgebreiteten Wahnes geschehen viele Wunder, indem Männer, das Übel an seinem Sitze beleuchtend, mit wahrem Wort plötzlich eine gänzliche Genesung bewirken oder den Grund zu einer solchen legen, sodaß die Zuversicht auf Erlösung davon, der Glaube, zur Heilung mitwirkt. Zu Jesu Zeit gab es viele Geheimbünde, gleichsam gelobte Geheimnisse, die durch das Gelöbnis einer Art Amtsverschwiegenheit vor dem Volke solche waren, von den Eingeweihten aber belächelt wurden, soweit sie Widersprechendes enthielten, und auch bei seinen eigenen Volksgenossen wußten die Schriftgelehrten unter Pharisäern und Sadduzäern recht wohl, welche Bewandtnis es mit dem Geheimnis hatte, das sich hinter priesterlicher Schriftstellerei und hinter dem Vorhange vor dem Allerheiligsten des Tempels verbarg, sie waren aber nicht wie er, Freunde der offenen Tür zu den Schafen, sondern Freunde beschworenen Bundes, der, bis in das sittlich Widersprechende zu halten, das Volk in Wahn verstrickte, und Jesu Worte über die Vermessenheit eines Schwures überhaupt vermochten den Bann plötzlich zu brechen und durch schlichtes Vertrauen des Aufrichtigen in moralischen Weltordner Heilwunder zu wirken, deren Gerüchte hernach in den neutestamentlichen Schriften teils wiedergegeben, teils in prophetischem Geiste verwertet sind.

Eine andere Ursache der Fehlbarkeit bildet die Mehrdeutigkeit einer bilderreichen Sprache, von der selbst die wenigen Gebräuche, die man später meist Jesu Stiftung zuschrieb, betroffen

wurden, nämlich Taufe und Abendmahl, und deren Handhabung infolgedessen Streit und Willkür ausgesetzt war. Als diese Bräuche vom Orient, wo man an bilderreiche Sprache gewöhnt war, nach dem Occident wanderten, entstanden insbesondere Abendmahlsstreitigkeiten schon frühe, sodaß man die uns im neuen Testament überlieferten Einsetzungsworte schon als eine Schlichtung solcher ansehen darf. Man würde, angesichts der Fortsetzung widerstreitender Meinung bis auf die neuere Zeit, beklagen, daß Jesus selbst Schriftliches nicht hinterließ, müßte man nicht umgekehrt aus seiner Vermeidung schriftlicher Aufzeichnungen auf die Meinung schließen, daß Schriftwerk nicht das Wesentliche der Religion ist. Die Verwandlung des sinnlichen Menschen in einen Geistesmenschen ist die Hauptsache, denn der geistige ist der allgemeine, in dem der einzelne (als soziales Wesen) seinen Frieden findet. Wurde nun solche Verwandlung im Abendmahl versinnbildlicht, indem sich alle, in den Christus, der als der allgemeine Mensch idealer Weise gilt, durch Wirkung seines Fleisches und Blutes verwandeln, das sie genießen, so ist das gar nicht zu verachten, auch nicht der Hinweis, daß solche Speise zu jeder Zeit vorrätig sei und (als Fronleib) jedem gewiesen (Monstranz) und zu ausgewählter Zeit auf Straßen und Plätzen herumgetragen werden könne. Es ist dies, sage ich, an sich gar nicht zu verachten, denn die Kirche will ja eine Speiseanstalt sein, bei der Speise immer vorrätig ist, ohne jemals dadurch abzunehmen, daß die Zahl derer wächst, die davon genießen. Man muß nur im Auge behalten, daß dergleichen symbolisch ist, indem sich durch äußerliche Zeichen und Handlungen überhaupt nicht etwas zum genauen Ausdruck bringen läßt, was von Zeit und Raum unabhängig ist. Es ist doch wirklich nicht zu verachten, daß man Zirkel, Lineal, Würfel, Kugel und Kegel als Symbole der Geometrie da und dort zeigt und als Mittel der Veranschaulichung verwendet, obwohl man weiß, daß das Verwendete, wie oft man es verwende, niemals die Sache der Geometrie selbst sei, noch sie bedeute, noch sich in sie verwandle, sondern die Wahrheiten vielmehr, die nicht mit Händen angefaßt, sondern mit dem Geiste begriffen sein wollen, und überall und zu jeder Zeit giltig bleiben, während jene Dinge den Weg

alles Endlichen gehen. Die geometrischen Wahrheiten haben ihre Bedeutung in sich selbst, und der durch die Schule der Geometer gegangen ist, wird an den wahren Geist der Geometrie erinnert, wenn er einen Zirkel, ein Lineal oder einen Würfel als Symbole findet. Er wird dann seine Freude haben, zurückblickend, wie er sich durch die harte Schule und Mühe aus einem Unwissenden in einen Wissenden verwandelt habe und vorwärts blickend, wie sich solche Verwandlung seinem Sehnen gemäß noch weiter vollziehen werde, niemals aber wird es ihm einfallen, zu untersuchen, ob sich die Linealkante in die geometrische gerade Linie verwandele, oder ob sie eine solche sei oder bedeute, da die Bedeutung der geraden Linie von deren Definition allein abhängt. Das Symbolische, sage ich, muß man im Auge behalten, denn wollte jemand behaupten, er vermöge mit seinem Lineal eine geometrische Gerade zu ziehen, so mag er dies mit dem Mikroskope in der Hand einmal zeigen, ebenso, wollte jemand behaupten, er vermöge aus Brot und Wein Fronleib (substantialiter, nicht sakramentaliter, d. i. symbolisch) herzustellen, so mag er dies unter Anwendung der chemischen und spektralanalytischen Methoden einmal erweisen. Nun ist alles Sakramentale bei den Völkern ein Symbolisches im Brauch, alles Symbolische aber ein am Zeichen (Wortzeichen oder Sachzeichen) zu Ergänzendes und von ihm wesentlich Verschiedenes, wie z. B. das Zeichen ∞ (lies unendlich) wohl Größezeichen, nicht aber eine Größe ist, weil ergänzt wird, nämlich die nicht sich selbst gleich, sondern ungleich und wachsend, von dem Begriff der Größe also wesentlich verschieden ist. Was ergänzt man also beim Abendmahlsgebrauch? Den Unendlichkeitswert des endlichen (geopferten) Lebens. Alle als Nahrungsmittel angeeigneten Substanzen werden auf eine ihnen nicht anzusehende Weise zu Trägern des Lebens unendlich mannigfacher Art. Ein Schlossermeister und ein Schneidermeister mögen von demselben Bäcker das gleiche Brot beziehen und ihren Lehrlingen geben, die Lehrlinge des ersteren werden darum nicht Schneider und die des letzteren nicht Schlosser, sondern umgekehrt, denn jeder Meister erzieht die Leiber seiner Lehrlinge dem Handwerk entsprechend, der Schlosser zum Arbeiten im Stehen, der Schneider zum Arbeiten im Sitzen, und es sieht aus, als hätten die

Meister eine Zauberkraft, das Brot des Bäckers in verschiedener Weise in Menschenleib zu verwandeln. So sieht es auch aus, als verwandle die Meisterschaft innerhalb kirchlicher Anstalten ihre Speisungen in ehrlichen Christenleib, indem die sündigen Menschen, die sie empfängt, gleichsam ihre Lehrlinge sind. Die Kirche befindet sich dabei umsomehr auf dem richtigen Wege, als sie Christus und Kirche dem Begriffe nach sich decken läßt, d. h. Christus als soziales Menschenideal auffaßt, desto mehr dagegen auf Abwegen, als sie von einem Leibe Jesu redet, als wäre solcher die verwandelte Speise. Denn dann müßte Jesus, als er das Abendmahl einsetzte, zwei Leiber gehabt haben, einen, den er austeilte, den andern, den er weiterhin besaß, ein Widersinn, über den keine dogmatische Ausflucht hinweg hilft. Der Leib Jesu wurde gebrochen, damit sich das Christusideal (ein Unendlichkeitswert) verwirkliche; diese Vorstellung ist die verwandelnde Kraft, nicht der Speise, sondern der Menschen, und das Abendmahl soll sie daran erinnern. So bedeutet das ganze Abendmahl etwas, nicht aber der eine Teil dies, der andere jenes, wie wenn man den Heiligenschein von einem Brückenheiligen wegnehmen und in einem Glaskasten zur Verehrung ausstellen wollte, weil er das Heilige des Nepomuk bedeute. (Über das Heilige des Nepomuk kann man verschiedener Meinung sein, ob es im Martyrium für die Husiten oder für das Beichtgeheimnis liege, da die Evangelischen das erstere, die Römischen aber, nachdem die Popularität seines Namens in solchem Sinne ihnen unbequem geworden, das zweite behaupten, über den Heiligenschein ist niemand im Zweifel, er könnte auch dem Bilde fehlen, wofern man sonst von Nepomuk ein getreues Bild hätte. So kann man auch über das Heilige Jesu in Zweifel sein, welche Bedeutung ihm für das Christusideal und für die außerkirchliche Menschheit beizulegen sei, und das Abendmahl als Ganzes hat danach eine abweichende Bedeutung, ob es etwa darauf ankomme, sich unschuldiger Weise für Schuldige hinzuopfern, oder göttlichen Zorn durch Blut zu beschwichtigen, oder einen Gerechtigkeitsbund in einen Gnadenbund umzuwandeln, oder eine zum Bösen verzauberte Welt durch ein Mirakel vom Zauber zu lösen oder was sonst die einen und die anderen

dachten und denken, es durch die Mehrdeutigkeit bilderreicher Sprache begründend.)

Man sagt, Gott sei in Jesu unser Bruder geworden und habe sich für uns in den Tod gegeben. Gewiß, das Unendliche erscheint immer am Endlichen als seinem Gleichnis und nimmt am Lose des Endlichen teil, dasselbe überragend. Ein sakramentaler Priesterstand, so lange es einen solchen gibt, mag dies im Abendmahl anschaulich machen. Hinsichtlich der Person Jesu aber ist die einfache Form der Erinnerungsfeier das Entsprechende und von unnachahmlicher Schönheit und Innerlichkeit, ein Mahl in Trübsal, doch nicht ohne Hoffnung, an der Schwelle eines über alle Fährlichkeit hinaus reichenden neuen Bundes. Der Rückblick auf diese geschichtliche Situation mit ihrer erlösenden Tragik — selbst wenn es auch sonst Jesu Sitte gewesen sein sollte, Speise und Trank dienend zuzureichen — berührt sich gerade im Zubrechen der damaligen, der Sonnenscheibe nachgebildeten Passahbrote mit dem Grundgedanken Jesu, daß, wie Gottes Wille die Sonne scheinen lasse, Gerechten und Ungerechten zugute, Gottes Wille auch das Leben des religiösen Menschensohnes ohne Unterschied allen denen, die seiner bedürfen, zum Geschenk mache.

Das große Abendmahl, welches viele erwarten, kann daher — und von Jesu Blut ist ja längst jede Spur verschwunden — nur Dankfest sein; allmählich kommt es, denn viele feiern das kleine schon als solches.

Die Kirche wolle deshalb nicht ihre heiligenden Handlungen mit Dogmen umstellen, noch den Vorrat an Sprachbildern dazu verwenden. Das Unfehlbare liegt nicht in jedwedem Wort der Schrift, noch in der Schrift allein, da solche Meinung die Schriftworte als Götter blindlings ehren und vergessen würde, daß heiliger Geist sich des Schreibwerks wohl bediene, aber nicht Schreibwerks wegen heiliger Geist sei. An letzteren glaubt der Getaufte nach dem Taufsymbol, weder aber an Unfehlbarkeit eines Schrift deutenden Priesterstandes, noch auch einer Schrift, und ich will nicht hoffen, daß jemand das Taufsymbol der allgemeinen christlichen Kirche durch Aufnahme eines Unfehlbarkeitsdogmas im Grunde vernichte, etwa die Form wählend:

Ich glaube an heiligen Geist, heilige Kirche, unfehlbar Wort und Priesterstand.

Aus der Gemeinschaft der Heiligen ist die christliche Kirche hervorgegangen und fortgeführt, sodaß nicht die Kirche nach einer Veranstaltung es ist, welche die Heiligen hervorbringt, sondern vielmehr die Heiligen es sind, welche Kirche begründen und fortführen. Ohne Gemeinschaft hätte auch Jesus nicht Kirche stiften können. Er ist ein Heiliger der allgemeinen Kirche, und wird aus dieser erkannt und gewürdigt, ob und inwiefern er ein Christus sei für sie und inwiefern er der Heilige Israels sei. Diese allgemeine Kirche heißt die christliche, weil Christus, wie früher gezeigt, ein allgemeines Menschheitsideal ist, während eine allgemeine Jesuskirche ein ebensolcher Widerspruch wäre, wie eine allgemeine Moses-, oder Mohammed-, oder Gotamo-Religion. Denn wo bliebe da das Allgemeine? Christus, das staubgeborene, himmlische Kind, Christus, der mit himmlischem Licht — denn Öl ist Symbol — gesalbte Erdensohn, Adams- oder Menschensohn ist doch beim Himmel nicht Eigenname eines Einzelnen allein, sondern Ausdruck des Menschenrätsels überhaupt, der nach Vollkommenheit ringenden, führenden und zugleich der Führung bedürftigen Menschheit. Luther mochte wohl Christus für einen Eigennamen eines Wesens halten, von dem die Evangelien erzählen und dessen blinde Gefolgschaft die Gemeine der Heiligen bildet, und glaubte so durch ein Schimpfen auf die rituelle Papstkirche und durch die Separation einer Bibelkirche die allgemeine christliche Kirche zu retten. Woher weiß man denn, daß jene Schriftsteller der Bibel — auch abgesehen von dem suggestiven Milieu der Zeit — nicht eine Geheimgeschichte des Lebens Jesu kannten, indem sie unternahmen, ein für den Gemeindedienst geeignetes herzustellen, das den Idealen der Zeit direkt und der Zukunft prophetisch entsprach? Ohne Kunst und Mühe kein kirchliches Schriftwerk, und ohne allgemeine Kirche keine besondere Veranstaltung. Wenn gegenwärtig bei der Haager Friedenskonferenz die Türkei und Persien hinsichtlich des Roten Kreuzes beantragten, die Genfer Konvention dahin zu ergänzen, daß statt des Kreuzes der Halbmond und das persische Wappen als entsprechende Embleme gelten und im Felde respektiert werden

sollen, so ist das Barmherzige, das man gleicherweise unter verschiedenen Zeichen anerkennt, Gegenstand allgemeiner christlicher Kirche. Denn wo das Gemeinsame des Geistes zu Ehren kommt, unter welchen Formen dies auch geschieht, da ist allgemeine christliche Kirche. Als Erinnerungszeichen an Jesus zugleich wie auch als Emblem der allgemeinen, himmlisch-irdischen Kirche könnte man übrigens insofern das Kreuz betrachten, als man sich erinnert, daß die himmlische Bahn der gemeinschaftlichen Erde eine Elipse ist, deren Axen ein Kreuz bilden. So weist es jeden Menschen auf eine Führung im Himmel.

Alle besonderen kirchlichen Veranstaltungen leben von der allgemeinen Kirche. Von unendlichem Erbarmen, ringend mit unendlicher Not, singen sie Lieder nach verschiedenen Weisen, die von der Gerechtigkeit Takt und Grundton nehmen. Mystisch und magisch wird ihr Sakramentales, wenn es als vollendetes Unendliches erscheint, als tue der Klerus oder als tue das Phantasma des Inspirierten, Verzückten, das am Endlichen Fehlende hinzu, um dem Geheimnis näher zu führen, daß das Unendliche Wirklichkeit ist. Dies ist ja die Ursache alles Wunderns. Das Unendliche des Raumes, in den das Gefühl hinauf und vorwärts dringt, das Unendliche der Zeit, der Kraft, es möchte, wie das Unendliche des Persönlichen wunderbar als Gottes Odem an Adam kam, ebenso wunderbar an menschliche Empfindung treten. Es fehlt ja den Kirchen nicht an Wundern. Aber alte Wunder sind wie alte Münzen, sie galten anders als sie gelten, und die Prägung war oft die Hauptsache, gleich viel, ob sie echt oder nachgemacht waren. Echtes Wunder ist das Aufhören der Sklaverei, was will ein Krüppel da besagen, der seiner Glieder nicht Herr, etwa geheilt wird? Echtes Wunder ist die Seehilfe bei Schiffbruch, das rote Kreuz unter denen, die im Felde sonst zu den Toten geworfen wurden; was wäre ein Einzelner dagegen, der auf stürmischer See einher, sowie ein anderer, der aus dem Leichengeruch hervorkam? Die Phantasie war bei allen Völkern schöpferisch, bei einigen prophetisch und dadurch das eine Volk schon dem anderen ein Wunder; das Gewissen aber macht das unmöglich Scheinende,

falls es Pflicht ist, wirklich, denn ihm ist das Wunder außen, das Himmelreich innen.

Das Himmelreich ist von jeher gleich einem Säemann gewesen, mit Samen für Wunderbäume, die nicht bloß prophetisch bleiben wollten. Nicht wie Jesus meinte, kommt es bloß auf den Boden an, ob er sich zum Samen, sondern auch auf den Samen, ob er sich zum Boden eigne, das natürliche Wachstum schützt immerhin einen Boden, der anderes nicht trägt, vor gänzlicher Verödung. Die allgemeine christliche Kirche ist eine Seelenökonomie. Mag sie nicht Waffen den Affen zur Wehr geben, noch Perlen den Säuen zum Schmucke, mag sie für auserwähltes Volk niemals ohne auserwählte Gabe gewesen sein noch ferner sein, so nimmt sie sich doch auch der Schwachen an. Sie fordert nicht einerlei Schema. Weder uniformieren noch entnationalisieren will sie, sondern zu Treu und Glauben in Erkenntnis sammeln; Erreichung dieses Zieles ist das fortschreitende Wunder, dem alle anderen, die man erzählt, die man erlebt oder liest, zu Zeichen dienen.

Manche rufen Heilige — meist empfohlene — in Verlegenheiten, Nöten und Ungewißheiten des leiblichen Lebens um Beistand an, wie man sonst einem Genius oder Engel zu seinem Schutze huldigte; in solcher Hinsicht ist Religion Privatsache, denn jeder tut dies auf eigene Gefahr, und es muß ihm überlassen bleiben, zu sehen, wie weit er damit komme, zumal sich dergleichen auch der Kontrolle zu entziehen vermöchte. Nur die Empfehlung kommt als sammelndes (religiöses) Moment in Betracht, und geschieht zumeist im Interesse der empfehlenden Veranstaltung, sodaß ein Hinweis auf den Zweck der letzteren darin gefunden oder wenigstens behauptet wird. (So behaupteten auch zu Jesu Zeit wohl einige, er habe am Kreuze in Lebensgefahr den Elias angerufen, eine Meinung, die seinen Anhängern einfältig scheinen konnte.) Die größte Auswahl zur Anrufung von Heiligen in Unsicherheiten bietet gegenwärtig wohl der Schintoismus dar, aber auch der Teufel als rückständiger Engel vertritt bei vielen ein Heer von Geistern, den man häufig anruft, wo man glaubt, sich durch die letzteren in einer Klemme zu befinden. Vieles davon geschieht bloß gewohnheits-

mäßig und gleichsam in Gegenrüstung, wie der Schintoist einem Heiligenbilde eine Münze an den Kopf wirft, damit sich der Heilige des Besseren besinne. So verworren die Vorstellungen bei den Völkern der Erde über dergleichen Anrufungen auch sein mögen, so sehr sich damit Bräuche der Gunstgewinnung oder Abschreckung verbinden, immer bildet den Hintergrund der Glaube an eine Gemeinschaft ehemaliger Heiligen, die den einzelnen Menschen nicht übergeht, gleich als ob die moralische Weltordnung in einer Schicksalsbeeinflussung durch fremde, im letzten Zweck übereinkommende moralische Wesen bestünde. Ist es dagegen sicher, daß die Hilfe „des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat", immer dem Menschen in seinen Nöten auf besondere Weise kommt, so vermöchte doch keine kirchliche Veranstaltung anzugeben, ob überhaupt durch einen Heiligen, und falls dies, ob durch einen alter Zeit oder neuer, weil auch alle alten Heiligen einmal modern gewesen sind. Man sieht endlich, wie die Vorstellung einer Gemeinschaft der Heiligen die Brücke bildet zwischen polytheistischer und monotheistischer Hoffnung des bedrängten Menschen, der Hilfebringer jeder Art gern verehrend dabei setzte, daß Mehrere oder Viele die Einheit nicht stören. Die Mission hat sich deshalb bei polytheistischen Völkern solcher Brücke gern bedient und Götter in Heilige umbenannt, wenn auch Göttermythe, in Wunder-Legende umgestaltet, wie bei Wodan und Knecht Rupprecht, mit in den Kauf genommen werden mußte. Es geschah in Anpassung des Samens an den Boden. Aber der Boden wird besser, er möchte ein Garten Eden werden, den Odem des Ewigen als direkte Gabe zu genießen. — Mit Heiligenbildchen, Amuletten, Reliquien und anderen Wunder wirkenden Dingen, um die man teilweise weite Reisen macht, verhält es sich ähnlich wie mit den Schönheitsmittelchen, nach denen die Nachfrage desto größer ist, je spärlicher die Schönheit im Lande, und die auch nicht immer echt sind. Phantasie ergänzt, man kann einem Verliebten nicht wehren, wunderliche Spuren seines Gegenstandes, selbst auf die Gefahr der Täuschung, aufzusuchen und mit einem Andenken desselben eine Art Fetisch zu treiben, noch einem Freunde, Erinnerungen zu sanktionieren. Als ich den Professor Wigand an der Universität zu Marburg, mit dem ich gern Gespräche

geführt hatte, zuletzt in späterer Zeit besuchte und das Zimmer meines Freundes mit erinnerungsfreudigen Blicken musterte, bemerkte dies Wigand; „Sie sehen sich ja um," sagte er, „als wäre an der Decke etwas von unseren philosophischen Gesprächen hängen geblieben." Humor ist bei der Sache. So auch bei Bildchen und Amuletten. Religiöse Affektion von Menschen für Dinge wird vielen anderen ein einträgliches Geschäft, und der Aufstand des Goldschmieds zu Ephesus, gegen den Anhang des Paulus, der ihm den Vertrieb der Götzenbilder schmälerte, war weder die erste noch letzte Gefahr solcher, die dagegen angehen. Auch die Kompetenz in Heiligenlegenden machte man sich nicht bloß ehemals streitig, als etwa das Wunder des Glaubens liebstes Kind war.

Eine Kirche, die auf Geldgewinn ausgeht, indem sie den Namen eines Heiligen unter Sporteln von Hunderttausenden verleiht, kann sich falschen Zeugnisses verdächtig machen, weil auch vor weltlichen Gerichten Vorteile vom Zeugnis das Zeugnis in Zweifel stellen. Plutokratische Gelüste selbst aber machen die Frömmigkeit schielend, denn man weiß nicht, nach welcher Seite der Sinn steht. Das Gleichnis Jesu vom ungerechten Hausherrn darf man am wenigsten dazu deuten, als stehle man kluger Weise, um zu beschenken, wie Crispin, der deshalb ein Heiliger heißt, statt daß man kluger Weise wegschenkt, was man im Laufe der Zeiten durch dolus an sich gebracht hat, etwa die Häuser der Waisen durch Erschleichung letztwilliger Verfügungen; über kirchlichen Reichtümern schwebte das Verhängnis einer Sequestration von jeher, wofür die Verwendung des jerusalemischen Tempelschatzes zu sanitären Zwecken unter Pilatus ein klassisches Beispiel ist. Neuerdings weiß man den Reichtum zu verstecken. Übermäßiger Kirchenprunk in Gold, Edelsteinen und Perlen an glitzernden Heiligenbildern ist nicht um den Preis hungernden und siechenden Volkes heilig; Heilige sind uneigennützig und oft von freiwilliger Armut, wie Gotamo, die Gemeinschaft der Heiligen ist in Selbstlosigkeit zu denken.

Heilige der Keuschheit sind oft zwar mehr oder weniger legendarisch, aber immerhin ein gleichsam dosiertes Heilmittel gegen den Despotismus des Fortpflanzungstriebes unter den

Völkern. Man muß aber unterscheiden zwischen Ehelosigkeit und Keuschheit, welch letztere, eine Selbstbewahrung zwecks vertrauensvoller Ehe, Verborgenheit und Schweigen von sich selbst liebt, und fremder Scham keine Laterne anhängt. Gilt einer Kirche die Ehe als Sakrament, so kann sie kaum einen Verzicht auf dasselbe Sakrament heilig nennen. Ist sie schon Schützerin der Ehe, so doch nicht Wächterin über die Gatten, sie übereinander auszuhorchen. Monogamie, nicht bloß der ideale, sondern auch des Weibes würdigere und den Kindern am besten gerecht werdende, wenn auch keineswegs unter allen Völkern gleicher Weise wirtschaftliche Zustand der Ehe, ist wohl ein Ziel, nicht aber überall Vorbedingung christlicher Gemeinschaft, wonach auf Treu und Glauben geschlossene Vielehen, wo Landesbrauch sie zuläßt, aufgelöst oder für ungültig erklärt werden dürften, damit die Taufe vollzogen werde, denn das Taufsymbol handelt davon nicht. Noch weniger spricht es von Mischehen als Konkubinaten, als wäre die Ehe in bester Form erst von einer christlichen Veranstaltung (seit Jesu Zeiten) ausgegangen, während sie schon im 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bei Modestinus, wo Konfessionenen noch nicht bestanden, im römischen Recht erscheint, so festgesetzt, wie niemand sie besser wünschen konnte. Wie weit und ob die Beschneidung (circumcisio, Andeutung einer Kastration gewesen, bleibe dahingestellt. Kastration selbst ist jedenfalls Residuum der Sklaverei. Da die Ehe das kleinste Ganze der Gemeinde, ein Heiligtum für sich in Treue und Glauben, Autorität und Gehorsam ist, so gilt zur Anerkennung dieses Ganzen seitens der Gemeinde der kirchliche Eheschluß als heilige Handlung. Dieselbe wird freiwillig begehrt, denn eine Kirche, welche Zwang übte, würde an Heiligkeit eben so viel verlieren, wie eine solche, die der staatlichen Exekutive als Büttels bedarf, als habe der Geist aufgehört das Freimachende zu sein. Wegfall der Ehe überhaupt aber würde dadurch, daß der Mann aufhörte, das Risiko einer Familienstiftung grundsätzlich auf sich zu nehmen, auch die Gesellschaft jeder Pflicht entheben, für Schutz seiner Mannesrechte Sorge zu tragen. Die Ehe wäre flüchtig, statt pflichtig. Jeder würde da der sexuelle Spion jedes anderen sein ohne Aufhören, ein Zustand, der des Menschen gänzlich unwürdig ist, und an den

man nur beiläufig durch Menschen erinnert wird, die sich bemühen, einander und ebenso fremden und oft über ihnen stehenden Personen, Bischöfen, Luther, Fürsten sexuelle Glossen anzuhängen. Mit der Festsetzung des ehemündigen Alters des Mannes — einer Festsetzung, der ja Indulgenzen schon zur Seite stehen, — hängt die Übervölkerungsfrage wie diejenige der Sittlichkeit zusammen, wenn unter der letzteren die Herrschaft über den Geschlechtstrieb verstanden wird. Diese Herrschaft, meint mancher, ergebe sich von selbst, wofern jenes Alter nur genügend herabgesetzt werde. Dabei gewinne der Staat zugleich, indem in gleichem Maße wie die Fruchtbarkeit der Ehen früh beginne, vermehrte Wehrkraft und Steigerung der öffentlichen Einnahmen durch Arbeitsbeteiligung numerisch Wachsender in Aussicht genommen werden könne. Außerdem könne man mit strengen Unzuchtsgesetzen und straffer Jugendzucht der Sittlichkeit zu Hilfe kommen. Auf diese Weise möchte mancher Staat selbst auch ein Heiliger der Keuschheit sein. Freilich ist er dabei ein luxuriöser, denn mit der wirtschaftlichen und sonstigen Unreife zur Ehe steht einerseits die Kindersterblichkeit und die Not in Verhältnis, und diese Übel werden dann durch humanitäre Veranstaltungen gemildert, die es ermöglichen, wirtschaftliches und sonstiges Elend auf solche abzuwälzen, welche nicht dafür verantwortlich zu machen waren — andererseits ein Nachwuchs (proles), der auf sein numerisches Dasein pocht und darauf ein den Frieden störendes Recht gründet. „Seid ihr Proletarier nicht viele gegen wenige?" sagte Lassalle. In London sind von 700 000 Volksschulkindern 120 000 unterernährt, skrophulös oder tuberkulös.

Das Ehemündigkeitsalter ist eine variable Größe. Aristoteles setzte in Anbetracht der durchschnittlichen Lebensdauer die geeignete Zeit zur Ehestiftung für den erwerbenden Mann auf 37 Jahre, damit nicht je drei und mehr Geschlechter auf den Schultern je eines arbeitsfähigen ruhen. Abgesehen von diesem wenig zureichenden Grunde ist die Ehestiftung, damit sie nicht wie ein wildes Gewächs wuchere, wie sie mag, wohl der öffentlichen Aufmerksamkeit würdig, während vom Geschlechtsleben der Einzelnen am besten das öffentlich gesagt werden darf, daß am besten öffentlich davon geschwiegen (den Fechter ehrt der

Sauhieb nicht) und am wenigsten mit der Keuschheit ein pharisäischer Prunk öffentlich getrieben wird.

Man sagt wohl, die Ehe möge, wie wild sie auch sonst sei, nur möglichst fruchtbar auch im Interesse der Rasse sein, da die Rasse dadurch allein ihr Gleichgewicht mit anderen Rassen erhalte oder ihre Herrschaft über andere sichere. Die Geschichte hat aber gezeigt, daß die Menschenzahl so wenig eine Rasse über andere, wie ein Volk über andere erhebt, wenn der Ausdehnung nach der Vielheit die Sorgfalt im einzelnen nicht entspricht. Oder ist das nicht immer der Gegenstand der Reue und Einkehr nach Niederlagen, der Sinn der Bußpredigt im Schein der Sicherheit gewesen? „Viel Menschen und wenig Freude" hieß es schon zur Zeit der Stadt Ninive.

Die Wahrheit darf man wohl eine keusche Heilige nennen, sofern sie sich roher Betastung entzieht und gern in Symbole des Wortes, der Geberde, der Zeichen und Handlungen hüllt, bis immer der sich nahet, der sie nur um ihrer selbst willen begehrt. Heilige des blinden Gehorsams gibt es für sie wohl, blind nämlich gegenüber Täuschungen des Vorteils, wiewohl sehend gegenüber ihrer heiligen Schöne; dagegen ist wenig Heiligkeit an einem Papste, der den Ausspruch tat: „Impossibile dictu, quantum nobis haec de Christo fabula profuerit', da er die Verkehrung des Christusideals ins Unwahre mit dem Vorteil rechtfertigte, und ebensowenig Heiligkeit ist zu finden in der blinden Anhängerschaft an einen Kirchenvater, der lehrte „Credo, quia absurdum est", oder an einen Oberen, der die Kadaverschaft forderte, da dem menschlichen Geschlechte das Führende heilig ist, das sehend ist, und den Blinden die Augen öffnet. Führend ist klare Lehre und der Charakter, der ihr dient. So war Jesus ein Freund der offenen Tür. Lehrpflicht und Gewissenspflicht dürfen nicht kollidieren, Grundsätze wie „Lehre blind", „Glaube blind", „Wehe, wenn du nicht blindlings anerkennst" mögen mohammedanisch sein, christlich sind sie nicht. Kann man zwar nicht alles sagen, was wahr ist — denn nicht alle sind gleich reif — so müssen doch die Quellen der Wahrheit offen und zugänglich gehalten sein und es darf nichts unwiderruflich gesagt werden, was unwahr ist. Unbegreiflich ist, wie man religiöse Dinge in einer Sprache vor-

bringen mag, die den Hörern fremd ist. Wird vor Deutschen ein Abschnitt aus einer lateinischen Bibel verlesen, so verhalten sich die meisten Hörer zu dem Inhalte wie Blinde zu einer Landschaft. Man kann zugunsten solchen Brauches nur anführen, daß wörtliche Übersetzung doch schwerlich einer wirklichen Verdolmetschung von Sinn und Absicht gleichkäme — allein hinsichtlich lateinischer Gebete und Lobgesänge entfällt auch dieser Grund. So kann der Hörer nur die Stimmung haben, an einer Gemeinschaft mit Heiligen äußerlich beteiligt und gewissermaßen Bundesgenosse ohne Bürgerrecht zu sein; während Zweck der Kirche die Erhebung in jene Gemeinschaft selbst ist. Die Heiligung geht jedermann an. Man zitiert Heilige in Texten, an ihrem Wort, an ihren Werken den Geist aufzurichten. Man erinnert sich ihrer in Bräuchen. Geschah solches an besonderen Tagen, wie bei Griechen am Montag, bei Persern am Dienstag, bei Assyrern am Mittwoch, bei Ägyptern am Donnerstag, bei Türken am Freitag, bei Israeliten am Samstag, so beruht dies, wie der christliche Sonntag, auf Wahl, Herkommen und schriftstellerischer Sanktionierung. Die Woche ging dabei herum, von der chinesischen, die teils 14, teils 10 Tage hat, abgesehen. Die Hauptsache ist, daß man die Heiligen in geistigen Nöten anruft, d. h. durch ihr Gedächtnis die Gemeinschaft mit ihnen erhält, um solcher Weise das der Menschheit gemeinsam Heilige zu finden. Die echten Heiligen nämlich haben solches gesucht.

Heilige der Toleranz gab es nicht so viele. Bringt nämlich eine Glaubensübung nicht, wie die buddhistische, allein die individualistische, sondern die soziale Seite des menschlichen Wesens zum geistigen Ausdruck, so verfällt sie leicht darauf, ein besonderes Recht zu konstruieren, wodurch zweierlei Recht, ein staatsbürgerliches und ein kanonisches, ja selbst zweierlei Hoheitsrecht — schon unter den Gesichtspunkt der Politik fallend und politische Vertretung erheischend — entstehen, in gegenseitige Anfechtungen geraten und einen Frieden bedingen, der nicht viel anders ist wie ein Brot, das täglich frisch gebacken wird. Der Papst soll unser Lehn- und Landrecht nicht durch ein anderes Recht ärgern, sagt der Sachsenspiegel I, 3. Ist nun Toleranz gesetzliche Zulassung einer Glaubensübung unter

Voraussetzung einer Gemeinsamkeit des Rechts, und ist ferner menschliche Gesellschaft früher als kirchliche Gesellschaft, indem der Mensch von jeher ein geselliges Wesen auf der Erde, nicht aber von jeher ein kirchliches gewesen ist, so folgt, daß der Anspruch auf Ursprünglichkeit des Rechts nicht von der Kirche gegen den Staat geltend gemacht werden kann, als wäre der Staat das von der Kirche zu Duldende nach ihrem Gesetz und Recht, statt umgekehrt. Die Heiligen der Toleranz sind also im Staate zu suchen, der nicht Büttel einer Glaubensübung gegen andere sein will, noch weniger sein muß, vielmehr die Mission allgemeiner christlicher Kirche gegen suggestive Einbildungskraft übernimmt. Es ist nämlich so, daß eine menschliche Gesellschaft von Gerechten ohne Zwang weder staatlich noch kirchlich anzutreffen ist, wie sehr sie die Sehnsucht der Menschen sei, daß es aber nicht auf eins hinauskommt, von welcher Art der Zwang ist; die Toleranz folgt dem Prinzip des kleinsten Zwanges, und wird nur dem gewährt, der sie selbst übt.

Heilige der herzbezwingenden Liebenswürdigkeit — und zwar gegen Menschen und Tiere — hat es in nicht geringer Anzahl gegeben und unter den Lebenden ist der Dhjani Buddha in Taschi-lumpo ein weit bekanntes Beispiel. Die Liebenswürdigkeit kann nicht weiter gehen, wie bis zum Raummachen für fremdes Leben in Beschränkung des eigenen, wie denn neuerdings ein buddhistischer Mönch auf Ceylon gegen einen Räuber, der ihn überfallen, nicht einmal aussagen wollte und auch nicht durch Strafen vom Gericht dazu zu zwingen war. Diese Heiligen — und nach den Acta Sanctorum der Bollandisten 27,11 gilt ja auch Buddha als Heiliger allgemeiner christlicher Kirche — sind barmherzig gegen fremdes, geringschätzig gegen eigenes Leiden. „Würde ein Räuber eine Säge nehmen und euren Leib durchschneiden, so zürnet ihm nicht" soll ein Wort Buddhas sein. „Widerstehet nicht dem Übel" betont auch wiederum Tolstoi. Martyrium zugunsten der Idee der Sanftmut ist älter als die christliche Zeitrechnung. Bei Johannes, der unter der Furcht der Neronischen Christenverfolgungen (man sehe Mommsen, Röm. Geschichte V 520) das

Geheimbuch der Offenbarung im Grundriß schrieb, ist die Idee der Sanftmut mit Rachehoffnungen gemischt.

Der Heiligenverehrung genießen auch die Verfasser heiliger Schriften, selbst wo die Verfasserschaft nicht festzustellen ist. Die acht auf schriftliche Urkunden gestützten Religionslehren, Weden, Buddhismus, Zoroasterlehre des Avesta, Konfucianismus, Taoismus, Judentum, Christentum und Islam haben zum Teil zahlreiche Mitarbeiterschaft, wie der buddhistische Kanon, mit Hunderten von Bänden, von einem einzelnen unmöglich abgefaßt. Die Frohbotschaften nach Matthäus, nach Markus, nach Lucas, nach Johannes sind, auch abgesehen von zahlreichen Lesarten, nicht Schriften dieser Genannten selbst und wollen es nicht einmal sein. Die Schriftgelehrsamkeit, sonst Domäne des Priesterstandes, ist zum Leidwesen des letzteren, der das Schlagwort Modernismus geprägt, seit Erfindung der Buchdruckerkunst eine so verbreitete geworden, daß in dieser Hinsicht von einem allgemeinen Priesterstande als einem schon tatsächlichen Verhältnis zur Not gesprochen werden kann, und die Lutherschen Reformationsbestrebungen und sein Eintreten für Errichtung von Schulen haben dazu in dem Maße mitgewirkt, daß Versuche, selbständigen Geist durch Verzeichnisse verbotener Lehren, oder Chikanennicht öffentlicher Art fernzuhalten, von selbst fehlschlagen müssen. Die Lockung der Selbständigkeit im Urteil über religiöse Lehren, mögen sie von anderer Seite verurteilt oder gutgeheißen sein, ist zu groß, und zumal der Gelehrtenstand zu sehr daran gewöhnt, als daß die Gefahr eines Irrtums nicht gern und willig übernommen würde. Inspiration, bei Adam beginnend, zieht sich durch das menschliche Geschlecht hin. Wer mag sie willkürlich beschränken, oder in dem, was er an Schriftwerk allein dafür ausgibt, Fleiß und Kunst in Abrede stellen? Der Heiligenschein fällt keinem Schriftsteller ohne Mühe in den Schoß, und auch dann nicht für jedes Einzelne, das er geschrieben hat. Interdum dormit Homerus.

Die Zahl der Heiligen kommt, obwohl man sie so groß wie die Zahl der Menschen wünschen möchte, minder in Betracht als ihre Beschaffenheit; zur Zeit der apokalyptischen Schriftsteller zählte man schon alle dazu, die nicht das Zeichen des Kaisers,

sondern das Zeichen des Christ ihrem Körper imprägniert hatten als Verleugner der Welt, dazu auch unter den Kaiserfeinden Juden zu 12000 in jedem der 12 Stämme. Das gab eine runde Zahl.

III c.

„Vergebung der Sünden."

Sprüche Salom. 16,6: Durch Liebe und Treue wird die Schuld gesühnt.

Ich will erst α) von der Vergebung, dann β) von der Sünde, zuletzt γ) von der Erbsünde reden.

α) Vergeben und Vergessen ist zweierlei, auch ist Vergeben nicht dasselbe wie Barmherzigkeit, wie man daraus ersieht, daß man gegen Tote sich vergebend, aber nicht barmherzig verhalten kann. Das Vergessen kann man kaum bei sich selbst, weniger bei anderen hervorrufen, man kann es bei ihnen nur begünstigen durch Ignorieren dessen, was sie vorbringen. Das alte Tieropfer weist auf das Vergessen hin. Wie auf der Stelle Gras wächst, die vom Blut benetzt war, so verwischt die Zeit das Andenken an Sünde. Menschliches Sühnopfer, und zwar freiwilliges, kam bei den Römern vor. Der Held stürzt sich in den Abgrund, der bei Erdbeben entstanden und als Zeichen göttlicher Ungnade angesehen war. Der Frevel, dessentwegen dies geschah, war verborgen und lastete auf dem Volke. Der Sühnende nahm ihn auf sich selbst, der Frevler dagegen übernahm dessen Unschuld, und nun war das Fazit der Rechnung richtig, der zürnende Gott war gleichsam durch einen doppelten Rechenfehler über die Richtigkeit der Rechnung getäuscht. Ich nenne das den logischen Zufall, hinter dem man Schutz suchte. So rechnet das Schneehuhn auf diesen. Der Adler schätzt, daß, weil aller Schnee weiß aussieht, alles Weiße Schnee sein werde, und übersieht in diesem Irrtum das Schneehuhn. Der Mensch hat Furcht vor dem Gott, wie das Schneehuhn vor dem Adler. Ist Frevel gesühnt, meint er, was sollte Gott zürnen? Daß er am Frevler oder nicht am Frevler gesühnt sei, unterscheidet er nicht. Gotamo kennt eine stellvertretende Sühne nicht, weil sich alle Gerechtigkeit auf seinen individualistischen Gedanken

bezieht. Bei uns ist es verboten und strafbar, wenn ein Sohn die über seinen Vater verhängte Freiheitsstrafe absitzt. Bei den Chinesen ist es nicht selten, daß einer Strafen für den anderen übernimmt, auch die Todesstrafe, wofern er seinen Angehörigen dafür Reichtum und sich selbst ein ehrendes Begräbnis sichert. Die Sitten und Anschauungen hierin sind verschieden, die stellvertretende Sühne ist also nicht wesentlich zur Gerechtigkeit.

Sie wurzelt im sozialen Gedanken, nicht im individualistischen. Nur so rächt sich Schuld auch an Unschuldigen. Das beste Beispiel ist der Krieg. Die darunter leiden, sind nicht dieselben, die ihn hervorrufen. Man weiß, daß man vieles unverdiente Glück genießt und freut sich dessen mit anderen; man merkt, daß man vieles unverdiente Unglück leidet und tröstet sich dessen mit anderen. Das ist der soziale Gedanke der Solidarität. Der Steuerzahler muß mitbüßen, wenn neue Gefängnisse gebaut, mehr Richter angestellt und Zeugengebühren bezahlt werden. Ganze Familien richten Betrüger und andere Verbrecher zugrunde, teils die sie absichtlich schädigen, teils ohne Absicht, teils aus denen sie hervorgehen, und manche Schuld, deren Ursachen nicht als soziale erkannt werden, rächt sich durch Wirkungen von sozialer Bedeutung.

Laster frißt um sich, und zehrt nicht am Lasterhaften allein. Verschwendung, gefährlicher als Geiz, kann ein ganzes Land unter fremde Einmischung und Botmäßigkeit bringen.

So ist auch abschreckende Strafverschärfung ideell stellvertretende Sühne. Denn es wird A mit einer Strafe belegt, die er selbst verdient hat, außerdem noch mit einem Zusatz m von Strafe, die B oder C mit treffen würde, wenn sie dergleichen tun, diese aber abschreckt, es zu wagen.

Es liegt im Strome des Kulturfortschrittes, unfreiwillige stellvertretende Sühne für Unrecht zu vermindern. In den Staaten verhindert man, daß ein Stand der Sündenbock eines anderen werde, und so will man die öffentliche Bestimmung über das Budget, damit jede Ausgabe das rechte Maß habe und die richtige Verwendung finde. In den Gerichten wünscht man, wo etwa der Verführte an der Schuld des Verführers trägt, bedingte Verurteilung oder, was richtiger ist, eine be-

dingungsweise Begnadigung, geübt von der Stelle, der das Begnadigungsrecht zukommt, und an die Gerichte übertragen. Man erhofft das Wort Vergebung nicht bloß bei der Kirche, sondern auch bei den Gerichten zu finden, da, wo bei erblicher Belastung ein Teil der Schuld in den Vorfahren liegt. Man versucht bei Beleidigungen wie bei Ehescheidungsklagen eine Versöhnung, wenn der Hauptschuldige unsicher ist. Man läßt mildernde Umstände, die eine Strafgerechtigkeit nach der subjektiven Seite hin berücksichtigen, in die Wagschale fallen. Hinsichtlich des Krieges mit anderen Völkern gewinnt eine internationale Moral an Boden, die nicht bloß das willkürliche Plündern verhindert, das schon Johannes der Täufer als Unrecht bezeichnete, sondern auch die Neutralität der nicht Beteiligten sichert, den Kampf beschränkt und nicht jeden Kriegsgrund als wohlberechtigt anerkennt, vielmehr nach Kants Vorschlage den Hader durch internationales Schiedsgericht beilegt. Das ist ein großer Fortschritt, da er eine moralische Einigkeit voraussetzt, sich unabhängig von kriegerischem Erfolge zu verständigen. Was man nämlich auch gegen den Krieg sagen möge, er erzieht zu Einigung sowohl vorher behufs Abwendung gemeinsamer Gefahr als nachher durch Nachgiebigkeit des überwundenen Teils, und Einigung ist immerhin eine Etappe zur Einigkeit. Der Hader wird schließlich vergessen und vergeben, und Feindschaft und Schadenbegier, sowie Schadenfreude sind durch Blut gesühnt, sowie durch Leiden und Kümmernisse vieler Unschuldiger auf beiden Seiten. Man einigt sich daher schließlich ganz gern. Einigkeit ist keineswegs Einförmigkeit, etwa in Sprache und Sitten, worauf die Geschichte nicht ausgeht, wie der Zusammensturz ehemaliger Versuche, eine Weltherrschaft zu gründen, hinlänglich gezeigt hat. Vielmehr, was grundsätzlich die Möglichkeit einer Einigung ausschließt, wie Überfall im Frieden zwecks Verwüstung und Plünderung, Unsicherheit oder Sperre des Verkehrs, Anarchie, Fanatismus und grundsätzliche Grausamkeit, Nichtachtung internationaler Verträge, d. i. Ehrlosigkeit, bedarf des kriegerischen Fegefeuers. Aber auch der Friedensvertrag, meine ich, müsse wie der Bündnisvertrag, immer auf Zeit geschlossen werden, dahingehend, daß sich die Parteien innerhalb der stipulierten Dauer, die immer von neuem ver-

längert werden kann, aller feindseligen und bedrohlichen kriegerischen Maßnahmen gegeneinander (sowohl allein als in Bündnissen, die sie etwa mit anderen eingehen würden,) enthalten, weil eine Vereinbarung auf unbestimmte Zeit keine abgegrenzte moralische Verpflichtung, sondern nur eine Konzession an die jeweilige Lage der Verhältnisse ist, die so lange bindend erscheint, als die Zwangslage sich als solche bemerkbar zu machen imstande ist. Das wäre ein weiterer Fortschritt in der internationalen Moral, nach welcher das Mindestmaß der Feindesliebe das von jeder Änderung politischer Konstellation unabhängige Halten einer nach jener Hinsicht freiwilligen Vereinbarung ist. Die unausgesetzte Beargwöhnung gegnerischer Kraft und Velleität im Frieden ist kein moralisches Verhältnis, und wird letzteres auch nicht durch Versicherungen von Friedensliebe, die Wünsche, nicht Pflichten bezeichnen. Von einem großen Scharfblick Hegels zeugt dessen Ausspruch, daß die Weltgeschichte der Fortschritt sei im Bewußtsein der Freiheit. Ein Frieden auf moralischer Grundlage ist ein solcher Fortschritt, weil die Moral, Wort geben und halten, auf beiderseitiger Freiheit beruht, nicht auf zwingenden oder lockenden Umständen. Dem Frieden, wie ihn ehemals der römische Kaiser Octavianus Augustus dachte und dessentwegen er vergöttert wurde, fehlte die moralische Grundlage, das Bewußtsein der Freiheit unter den Völkern, den Frieden — und wäre es auf ein Menschenalter — eingegangen zu sein, denn kein Volk wurde des Vertrauens würdig geachtet, das es fordern konnte und zu rechtfertigen hatte; der Frieden war der latente Krieg, und die Amicitia gegen Rom kam über den Heuchelschein der Ergebenheit kaum hinaus. Heuchelei ist aber immer diejenige Sünde, deren Vergebung keinerlei Macht gelingt, weil sie an sich selbst Widerspruch und daher Bestandlosigkeit ist.

Aus dem Vorigen leuchtet zur Genüge ein, daß Sünden soziale Sühne und eine Mitleidenschaft Unschuldiger finden. Die Gesellschaft hat dabei das Recht, die Modalität einer Sühne auch nach der Höhe von Schaden und Gefahr zu bestimmen, wie ebenso unbedeutende Sünden zu vergeben, ohne Sühne zu verlangen. Letzteres pflegt auch zu geschehen, z. B. indem man Männern von hohen Verdiensten manches nicht an=

rechnet, sondern es ihnen durch die Finger sieht. Wer vielen dient, (viel liebt), dem wird viel vergeben. Wieviel ward regierenden Fürsten vergeben, die den Gerichten nicht unterworfen sind. Wie viele Sünden werden der Presse vergeben, bei welcher das Überverdienst des Inseratenwesens die Fahrlässigkeit der publizistischen Schwester zudeckt. Wie empfindlich sind dagegen die Strafen für Sünden gegen die Disziplin, die Subordination beim Heere, und wie wenig finden sie Gnade.

Der Sündenvergebung steht nun die Sündenverfolgung gegenüber, und diese pflegt überall da einzutreten, wo gegen das Prinzip der Ordnung, gegen den Grundsatz der Disziplin, verstoßen wird; die Theokratie ist dabei ebenso streng wie die Legalität. Disziplin hat auch die Despotie und die Oligarchie, sei letztere plutokratisch, aristokratisch oder sozialistisch, aber sie haben auch weiter nichts als sie. Und selbst das Kloster hat seine Disziplin. Der Geist der Disziplin ist der Geist des Systems, der destoweniger ein heiliger ist, je mehr er den Menschen vor den Konflikt der Pflichten stellt, da Widersprechendes endlich, mithin nicht heilig ist.

Der Strafverfolgung geht in der Regel eine Anzeige voraus, die gar nicht selten ein Auswuchs von Haß, Rachsucht, Habgier oder Bosheit ist, indem schon die Freude, eines anderen Ehre und Freiheit in Frage zu stellen, ein Triumph der Schlechten ist. Dies ist leider nicht nur aus der übergroßen Anzahl von Denunziationen, sondern auch daraus ersichtlich, daß es sich dabei oft um entschuldbare Dinge handelt, die ein Mensch in Not und Verzweiflung oder harmlos im vergeßlichen Greisenalter oder auf Lockung des verdächtigenden Teiles begeht, ohne jemand irgend erheblich zu schädigen. Da der Eintritt der Strafverfolgung auf Anzeige nicht vom Ermessen der Justiz abhängt, so fällt die Härte, welche man in Bestrafungen unbedeutender Delikte fälschlich den Gerichten zuschreibt, vielmehr den Denunzianten zur Last. Der Grundsatz „Tue recht und scheue niemand" gilt für Richter und Denunzianten nicht in gleicher Weise, da vor dem geschriebenen Gesetze die Menschen gleich, in Wirklichkeit aber ungleich sind nach einem ungeschriebenen Gesetze, dessen Gesetzgeber die Denunzianten zu scheuen haben. Eine Statistik der Delikte, ohne zugleich eine

solche der Denunziationen und ihrer Motive, bildet eine mangelhafte Unterlage für Schlüsse auf zu- oder abnehmende Moralität in einem öffentlichen Wesen.

Eine Art Selbstanzeige dagegen ist die Beichte, Versöhnung des Gewissens unter Mitwirkung der Gnade bezweckend, und verschiedene Kirchen verhalten sich in bezug auf sie in ihren Gnadenerweisungen nicht auf dieselbe Weise gegen die derselben Bedürftigen. Auf die Beichte begangener Sünden kann deren Absolution teils gewährt, teils hinausgeschoben und von der Befolgung kirchlicher Maßnahmen abhängig gemacht, teils grundsätzlich versagt werden. Das kirchliche Interesse waltet hier mit, der Ablaß ist nicht ganz unabhängig von guten Werken oder Spenden und ist sparsam gegen jede Art Häresie. Es liegt aber im Interesse der Kirche, daß Delinquenten mit erlassenen Sünden nicht nachher wegen ebenderselben von einem weltlichen Gericht verfolgt und bestraft werden, und im Interesse des Delinquenten liegt es auch. Denn kirchlicherseits verlöre sonst das Wort „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen“ seine Kraft, und der Delinquent würde meinen, er habe die Sünde umsonst gebeichtet und umsonst die kirchlichen Maßnahmen befolgt, die den Ablaß zur Folge hatten. Tritt also ein solcher Fall ein und wiederholt er sich, so tritt die kirchliche Autorität hinter der weltlichen zurück, als erlasse die Kirche höchstens die Sündigkeit der Sünde, gegen die Sünde selbst aber, die die Ursache der Strafe ist, sei sie ohnmächtig, indem sie deren Wirkung nicht aufzuheben vermag. Beide Teile, Kirche und Sünder, würden also darin einig sein und zusammenhalten müssen, daß solche Fälle nicht eintreten, geschweige zur Regel werden. Andererseits sei ein Sünder, etwa ein Häretiker, von der kirchlichen Gnade ausgeschlossen, seine Sünde ihm also behalten, und ein weltliches Gericht weigere sich, ihn zu bestrafen, so vergibt der Staat das, was die Kirche grundsätzlich nicht vergibt, der Staat wird zum Asyl der Sünder, hält es mit dem Gottlosen und wird selbst ein gottloser. Konsequentermaßen wird diese Kirche den Staat grundsätzlich nicht anerkennen, — was bekanntlich geschieht, — selbst nach Herrschaft über alles Gericht streben und jede Nachgiebigkeit ihrerseits nur als Konzession an die Zeitumstände betrachten. Sie fühlt sich

dann als ecclesia militans den Staaten gegenüber, der Kampf, der nur nach seiner intellektuellen Tragweite geschätzt, als Kulturkampf bezeichnet wurde, reicht daher viel tiefer in das Volksleben hinein, er betrifft Gericht und Gnade nicht bloß über theoretische Sünder (Irrlehrer, Ketzer), sondern auch über praktische jeder Art. Ob das Wort „Mir ist gegeben alle (richterliche) Gewalt im Himmel und auf Erden" die angedeutete Auslegung erfährt, oder ob man von den Worten „denen sind sie (überhaupt, nicht bloß im Jenseits) erlassen resp. behalten" ausgeht, ist einerlei. Sicher ist immer dabei, daß die Kirche und der Staat in der Schätzung der Sünden nicht notwendig in allen Punkten übereinstimmen, noch in der Methode ihrer irdischen Sühnung, weil eine Kirche, die es mit vielen verschiedenen Staaten und Völkerschaften versucht, den sittlichen Empfindungen eines jeden einzelnen nicht unbedingt und völlig entsprechen kann, und ihre Kompetenzen da mehr auf den Himmel (ein jenseitiges Dasein) einschränken muß, wo sie auf Erden (z. B. in einigen europäischen Staaten zum Unterschiede von manchen südamerikanischen) damit weniger vorwärts kommt.

Eine Kirche, welche dagegen ohne Beichte Absolution erteilt, mag der Mensch gestohlen oder Urkunden gefälscht oder einen Meineid geschworen haben — (unkirchliche Trauung, gerichtliche Ehescheidung und Wiederverheiratung, paritätische oder konfessionslose Schulzucht, Mischehe u. dergl. erscheint solcher ohnehin nicht als Sünde) — hält ihre Augen zu und sich selbst nicht für beeinträchtigt, wenn der Sünder hernach von dem Gericht geladen wird, schon weil sie keine Kunde von der Schuld hatte. Erhält sie Kunde, so ist sie nicht gehalten, dieselbe zu verschweigen, und der Sünder ist nicht eingeladen, noch weniger gehalten, sich ihr zu offenbaren. Gnade für Recht eintreten zu lassen, liegt, auch dem Absolvierten gegenüber, im allgemeinen wenigstens, außer ihrer Botmäßigkeit, sie hat nur ein Erbarmen für den Sträfling, der ein solcher geworden ist oder gewesen ist. In Bezug auf Gnade selbst ist der Sünder statt auf die Kirche auf diejenige obrigkeitliche Stelle, z. B. den Thron, angewiesen, bei welcher das Begnadigungsrecht liegt. Und das ist natürlich auch bei sonst divergenter Praxis der Strafen und Gnaden in den einzelnen Ländern der Fall.

Aus dem ganzen sozialen Verhalten folgt, daß man im ersteren Falle um der Gnade willen mehr an der Kirche hängt als am Staate, im letzteren Falle dagegen desto mehr am Staate, je mehr er selbst das Gnädige pflegt, die Kirche dagegen nicht als selbständige soziale, sondern nur als ideelle Macht bewertet. Der Unterschied ist wichtig.

Nun die individualistische Seite der Betrachtung.

Hier handelt es sich um das eigene Seelenheil, d. h. um die Gesundheit der eigenen Seele dem Göttlichen gegenüber. Die Grundstimmung der Seele ist da bedingungsloses Vertrauen, wie solches den Eltern gegenüber die unbefangene Seelenstimmung der Kinder ist, sie kann gestört sein durch Furcht vor dem Zorne Gottes oder vor bösem Verhängnis, eine Furcht, die der Mensch mit seines Gleichen teilt und die ein Förderungsmittel seiner sozialen Vervollkommnung ist.

Die Alten hatten das unverkennbare Postulat, daß für alles Mißgeschick, was die Menschen trifft, niemand und nichts anderes als die Menschen selbst verantwortlich zu machen sind, da sie eine paradiesische Anlage und ein goldenes Zeitalter kennen. Aus diesem Postulat folgt, daß einige Menschen anderen bei Mißgeschick irgend eine Schuld daran vorwerfen oder gegenseitig einander gemeinsam Unvollkommenheit in gewissen Dingen zum Vorwurf machen, welche Mißgriffe sie auch dabei begehen. Der anfänglich falsche Vorwurf ist es eben, der als Stachel wirkt, tiefer in das Wesen der Verschuldung einzudringen und von der falschen Schuld zu reinigen, sowie Verschuldungen zu verhindern. Bei diesem geschichtlichen Entwickelungsprozeß begleitet aber die Menschen immer das Vertrauen, daß dies möglich sei. Um dies zu erläutern, sei des Vorwurfes gedacht, große Fluten, Dürren, Erdbeben, Stürme, Seuchen und dergleichen seien, soweit Menschen dadurch geschädigt werden, Schuld der Menschen. Der Vorwurf, so abstrakt ausgesprochen, ist begründet, denn man war es sich gegenseitig schuldig geblieben, die natürlichen Ursachen zu studieren und die Mittel kennen zu lernen, durch welche man jene Dinge vorhersehen und ihrem Schaden ausweichen kann. Falsch war nur der konkrete Vorwurf, den dieser oder jener Priesterstand gegen die Laien erhob, sie hätten eine Gottheit oder die Manen durch Nichtachtung

der Feste oder Vorschriften beleidigt. Die Menschen waren also Schuld an ihrem Verhängnis, aber nicht in der vorgegebenen Weise. Sühnopfer, Gebete, Büßungen, Gelübde und dergl. waren daher nur ein Mittel, das durch Furcht unterbrochene Vertrauen in Göttliches im allgemeinen wieder herzustellen, ohne eine genaue Erlösung von der in Frage kommenden Schuld zu sein. Erst das Vertrauen, daß diese letztere der Menschheit möglich sei, bedingt den Fortschritt in der Vervollkommnung, während Furcht vor Übeln nur die Aufmerksamkeit auf diese lenkt und der Vorwurf die Pflicht erweckt, ihnen zu begegnen oder sich ihnen auf die rechte Weise anzupassen. Der Vorwurf hat, worauf er sich auch beziehen möge, immer zuletzt eine soziale Quelle und erfordert daher ein soziales Heilmittel. Empfunden wird er aber von der davon betroffenen Seele, die durch ihn entzweit, in Zwiespalt mit sich selbst gesetzt wird, individualistisch, und es ist dabei einerlei, ob man sich selbst Vorwürfe macht oder ob andere dies tun, weil man auch dies, sich Vorwürfe zu machen, erst mit Hilfe anderer hat lernen müssen, indem der erste Anlaß zu Vorwürfen, wie gesagt, bei den Menschen die Entstehung von Übeln, und zwar ohne Zweifel äußeren Übeln gewesen ist, und indem das soziale Mittel der Sprache dazu die Bedingung ist.

Alles, was ich für mich sein mag, zusammen genommen, ist meine Seele. In ihr liegt die Möglichkeit, Übel als solche zu empfinden und zu bewerten. Auch das Gewissen, das von Paulus allen Menschen zugeschriebene verborgene Gesetz, enthält sie. Es ist dies die Anlage zur Vollkommenheit, das Grundaxiom aller Religion. Das vollkommene Gute ist ohne Vorwurf. Könnte sich die Seele mit ihm zusammenschließen, so wäre sie selbst ohne Vorwurf und frei von allen Übeln. Dieser Zusammenschluß ist das individualistische Thema der Religion. Bei demselben ist, soweit das Übel als moralisches in Betracht kommt, die Knechtung des Gewissens das schlimmste Hindernis, weil sich in den Zusammenschluß der Seele mit dem Vollkommenen ein fremdes Drittes einschiebt, das nicht vorwurfsfrei ist, indem es bestimmt, worin das Übel, das Böse, gefunden werden solle, sowie auf welche Weise allein jener Zusammenschluß zu geschehen habe, endlich, in welchen Fällen und

unter welchen Bedingungen er überhaupt zulässig sein solle. Die Sündenvergebung erscheint hier sogleich, und zwar wieder sozial, an eine Orthodoxie und Orthopraxie, d. h. an ein Alleingültiges in Lehre und Handlung gebunden. Die Seele ist nicht mehr mit dem Vollkommenen und mit ihm allein beschäftigt. Die Seele rettet sich aus dieser Gefahr auf zweierlei Weise, durch Separation oder durch Kampf.

Die Separation, d. h. die Zurückziehung aus kirchlichen Gemeinschaften kann gesellig, wie bei den Essenern, erfolgen, oder einzeln, wie bei den Einsiedlern. Letztere kommen durch Askese und Bußen sowie allerhand Entsagung zur Freiheit gegen äußere Übel und durch die Zurückgezogenheit außer Gefahr, soziale Übel selbst fortbestehend erhalten zu müssen, und sammeln durch reinere Lehre und selbstloses Vorbild den Besuchern und anderen gegenüber ein gewisses Überverdienst, denn sie erwecken in manchen eine deutlichere Erkenntnis des Sündigen und des Vollkommenen und des Weges hierzu, ohne dafür Lohn zu begehren. Hierarchische Kirchen dürfen das einsame und selbst einsiedlerische Leben nicht verhindern, während Gemeinschaften mit verbürgter Gewissensfreiheit dasselbe nicht gern sehen, und es sogar als wahnverdächtig oder anstößig zu beseitigen geneigt sind.

Der Kampf gegen die Gewissensknechtung betrifft, wer ihn auch aufnehme, nicht nur die, welche durch Gewohnheitsrecht einen Nutzen von derselben haben, sondern auch die durch sie Geschädigten an Seele, Leib, Gut oder Leben. Als Einzelkampf schafft er die tragische, dabei untergehende oder wundenbedeckte siegreiche Größe. Als geschlossener Kampf muß er methodisch und gemäßigt sein. Er ist nämlich wirksam wie ein zweischneidig Schwert, durch Lösung alten, falschen Vorwurfs und durch Erhebung neuen und deshalb undeutlichen Vorwurfs. Ersterer hat die Form: es ist nicht wahr, daß man durch dieses Denken und Tun frei von Sünde und glückselig oder selig wird, der zweite Vorwurf hat die Form: es kann letzteres nur auf behauptete (offenbarte) andere Weise geschehen, welcher nicht zu entsprechen Sünde ist.

Der neue Vorwurf ist unvermeidlich, — denn anders wäre es nicht ein Kampf — und man sieht, daß der Kampf gegen

Gewissensknechtung nicht eine Beseitigung, sondern eine Läuterung des Vorwurfs bedeutet. Es ist eine Einbildung, daß alle Vorwürfe, d. h. alle Sünden hinfällig würden, es macht sich nur eine neue Sonderung zwischen den Sünden geltend, die zu vergebenden und die zu behaltenden Sünden sind nicht mehr dieselben, die es vor dem Kampfe gegen Gewissensknechtung waren. Alle Sünden werden vergeben, die aus dem Zustande der Knechtung folgten und noch folgen sollten, alles Elend wird geheilt, was damit zusammenhing und ferner zusammenhängen sollte.

Daß nun Jesu Auftreten einen — und zwar siegenden — Kampf gegen die Knechtung des Gewissens bedeutete, wie ihn schon Propheten und Weise angedeutet, auch angefangen, aber wenig glücklich hinausgeführt hatten, das ist aus allem klar, und der Vorwürfe waren so viele, die man jenem Zustande machen durfte. Götter, sowie Dämonen von mancherlei Art, kämpften gleichsam miteinander und mit den Menschen; sie kämpften ferner mit dem Einen Gott, dem All-Einen, und dieser, im jüdischen Gesetz als Furcht einflößend vorgestellt, kämpfte mit einem eben solchen, der die Liebe war, gleichsam ein Kampf Gottes mit sich selbst, — alles dies im Geiste der fortschreitenden Vervollkommnung der Menschheit. Ein Kampfzustand zu Jesu Zeit. Ein Zustand voller Vorwürfe — Sünden. Selbst das Eigentum konnte Vorwurf sein, nicht bloß das Eigentum der Tempel, sondern, da für alles, was Waffen trug, Kriegsbeute und Eigentum nahezu ein und dasselbe und durch falsche Gottheiten geheiligt war, auch das Privateigentum.

Zu solcher Zeit kam der Satz auf, daß das Blut Jesu von **allen** Sünden reinige, ein Satz, dem später kirchlicherseits der berechtigte Zusatz erstand, daß auch das Blut der Märtyrer sowie Überverdienste der Heiligen einen Sündenablaß ermöglichen. „Blut ist ein besonderer Saft", sagte Bismarck, und gewiß, es wird manche Sünde dadurch gesühnt und darüber vergessen gemacht, aber die Religion hat es nicht mit Blut, d. h. einem Dinge, etwa magischem Dinge, sondern mit Wahrheit zu tun. Es ist aber Wahrheit, daß geknechtetes Gewissen — individualistisch und sozial — ein Zustand der Ungerechtigkeit ist. Solcher „Weg" ist falsch, auch abgesehen vom einzelnen Tun oder Lassen, daher der ganze Zustand des Einzelnen wie der Ge-

meinschaft ein leidender und hinfälliger ist, aus dem der Mensch zu derjenigen Verehrung der erhabenen Mächte (Elohim), nach welcher sein Gewissen selbst göttliches Werk in ihm ist, gleichsam von neuem geboren werden muß. Und das ist eine Reinigung des Gewissens von dem Zustande der Ungerechtigkeit. Das Blut ist keineswegs die Hauptsache, denn aus sich selbst kann eingesehen werden, daß, in welcher Abhängigkeit auch das Gewissen sich befinde, etwas zu tun oder zu lassen, zu billigen oder zu mißbilligen, es dabei nicht vor Gott, sondern vor denen gerechtfertigt ist, die das Gewissen knechten. Und Entsprechendes gilt von der Verdammung. Paulus bemerkt richtig, daß man durch Werke nicht gerechtfertigt wird — wenn diese nämlich aus einer Knechtschaft des Gewissens stammen, und so hat auch nicht jede Verdammung unter solchen Umständen die Wirkung, ein Ungerechter zu sein. Das vollkommene Gesetz der Freiheit der Söhne Gottes, von welchem Paulus spricht, hat schon immer gegolten unter Vernunftwesen, sonst wäre es überhaupt keine Wahrheit damit, (es war z. B. Gesetzgebern wie denen bewußt, welche das Mosaische Gesetz aufstellten, das Volk zu einer Gewissenhaftigkeit zu erziehen,) aber es gab nicht einen allgemeinen Anspruch auf solche Freiheit, sondern man war an die Furcht vor denen gebunden, „die den Leib mögen töten." So erschien die religiöse Befreiung des Gewissens als Ausfluß göttlicher Gnaden, als eine Erlösung von vielerlei Gebundensein und Jesu Blut als das geschichtliche Heilmittel, in Gott gegeben, dessen die Menschen bedurften.

Jesus lehrte und zeigte, wie man Sünden zu vergeben habe, warum und wie oft, nicht daß er allein dazu ermächtigt wäre, weil das Göttliche der Gnade nicht ferne vom Menschlichen zu suchen ist. Solche Gnade anzunehmen, ist individualistisch Vervollkommnung (Heiligung), und das Blut Jesu Christi ist vielen darum hoch und teuerwert geworden; solche Gnade auszuüben ist dagegen soziale Vervollkommnung, und man bemerkte leicht, daß die von Jesu Gewonnenen geneigt sind, Vergebung sozial zu üben. Das ist der Unterschied zwischen Gotamo und Jesu, daß dort trotz der sozialen Quelle alles nur der eigenen Vervollkommnung wegen ist, hier dagegen die eigene Vervollkommnung sogleich zu einer sozialen Wirkung umschlägt.

Das ist die reale Macht des Blutes Jesu. Daß Jesu Blut — einerlei an welchen blutigen Kultus anknüpfend — von Sünden reinige, besagt nicht, daß jene Kulte notwendig und mit Jesu verquickt überall nützlich wären, sondern daß Jesu Tod für andere, d. h. sozialen Wert hat, was man hinsichtlich des Todes von Gotamo nicht sagen kann, da dieser nur eine individualistische Vervollkommnung abschloß.

Es lohnt sich, einen Blick auf die Differenzen in der Sündenvergebung zu werfen, nicht sowohl auf diejenigen, welche die Berechtigung zur Sündenvergebung betreffen, sondern vielmehr, welche den Begriff der zu vergebenden und zu behaltenden Sünde selbst angehen. Es ist leicht, darüber ein souveränes Ermessen zu beanspruchen, dagegen, wie auch neuerdings der japanische Marschall Oyama sich geäußert hat, schwer, einen moralischen Maßstab festzusetzen. Jenes Recht beanspruchen die Römisch-Katholischen auch dem Staate gegenüber, indem sie sagen, der letztere begehe ein Unrecht und mache Absolvierte zu Märtyrern ihres Glaubens, wenn er Absolvierte bestrafe, desgl. sei der Staat gottlos, wenn er sich weigere, Menschen zu strafen, denen kirchlicherseits Sünden behalten worden sind. Es tritt aber auch bei dieser Kirche eine Wandlung ein, indem nicht dasselbe wie sonst, als zu behaltende Sünde erscheint, z. B. der Anschluß an die Kopernikanische Lehre. In der Meinung über sie waren früher Päpste fallibel. Der Maßstab für Sünde ist veränderlich, er ist es mit einer Entwickelung der Menschheit. Es ist aber nützlich, wenn die Nationen ihr Strafgesetz miteinander in Einklang bringen und wenigstens das als Norm festhalten, worin die Völker übereinstimmen. Aber auch ein so vereinfachtes Strafgesetz würde nur eine Gerechtigkeit darstellen nach der objektiven Seite, während die Menschen als Individuen und Angehörige von Rassen verschieden sind. Eine Gerechtigkeit, die auf diese subjektive Seite Rücksicht nimmt, ist unmöglich, woraus schon die Notwendigkeit der Gnade folgt. Bedingte Begnadigung entspricht Jesu Weise der Vergebung; „Sündige hinfort nicht mehr". Ist es darum den Staaten zu wünschen, daß auch sie eine auf Verschwiegenheit verpflichtete Gnadenanwaltschaft einrichten, wie sie die katholische Kirche in der Institution der Beichtväter hat, jedoch abseiten kirchlicher

Interessen? Die gedachten Anwälte würden am ehesten die wiederkehrenden Ursachen der Verbrechen erkennen, sie seien psychologischer oder sozialer Natur, und die befugte Stelle sein, solche Ursachen ohne Nennung der Verbrecher in die rechte Beleuchtung zu setzen und auf Beseitigung derselben zu drängen. Einige Sünden liegen außer menschlicher Ahndung und Vergebung, wie unentdeckte Simulation. Aber auch Beleidigungen Gottes, zweifelhaften Kult betreffend, gehören hierher. Denn da im Göttlichen ein Unendliches der Gerechtigkeit und ein Unendliches der Gnade ist, so weiß kein Mensch, welches von beiden dem Gotteslästerer zuteil werde. Kam doch Jesu, von Kaiphas der Gotteslästerung angeklagt, auch göttliche Gnade zu statten. Wurden doch Hiobs Freunde zu Schanden. Auch Meineidige werden nicht als Beleidiger Gottes bestraft — denn sonst machten sich auch diejenigen strafbar, welche den Eid fordern, weil sie Gott der Eventualität, beleidigt zu werden, aussetzen — sondern wegen der Gewissenlosigkeit in Hinsicht des öffentlichen Vertrauens. Ferner gibt es keine menschliche Absolution aber auch keine Ahndung für die aus Dummheit und Rückständigkeit fließenden Bosheiten, die, organisch gewordenen Folgen des Unverstandes entspringend, die Menschen verstockt machen und nach Caesare Lombroso als pathologische Symptome betrachtet werden könnten, wäre das Heilmittel auf Seiten der Medizin zu suchen. Man befindet sich ihnen gegenüber in der Defensive, oder weicht ihnen nach Tolstois Rat, dem Übel nicht zu widerstehen, aus, oder befolgt Jesu Rat „Tut wohl denen, die euch hassen und verfolgen," wie z. B. Ärzte, die in verseuchten Gegenden hilfreich, dort als Zauberer und Anstifter der Seuche verdächtigt werden. Ja, man bittet vielleicht für die, so hassen und verfolgen, weil sie nicht wissen, was sie tun, nämlich man bittet um himmlische Gnaden in Menschen, die die Gefahr auf sich nehmen, jene zu belehren, zu erziehen und durch andere Wohltat zu rühren. Es haben aber Gnaden ihre logische Grenze an grundsätzlichem Undank, wie andererseits an herrschsüchtigen Neigungen, sie aufzuzwingen.

Die Menschen wünschen alle eine Vergebung ihrer Sünden und glauben daher sehr gern an solche, weil der Wunsch der Vater des Gedankens ist; aber die alte Teufelei, soweit sie

ihnen angenehm oder vorteilhaft scheint, möchten sie weiter treiben, und da ist ihnen die Christus-Idee unbequem, weil sie nach der Seite ihrer Verwirklichung auf Erden ein beständiges Austreiben des Teufels ist. Unter Teufel (diabolos = Verräter, Falscher) ist solches persönliches Wesen (nicht darum ein einziges Einzelwesen) zu verstehen, das der Menschheit in den Menschen schadet. Verständlicher spricht man deshalb wohl vom Diabolischen, Schlechten als von Teufeln oder von Dämonen, weil es wohl kaum Menschen gibt, die in jeder Beziehung schlecht wären, infolgedessen man von ihnen sagen müßte, sie seien nur von schlechtem Geist besessen. Es bleibt noch etwas guter Geist in ihnen übrig, wenn man den schlechten austreibt, man muß sich eben dabei an den besseren Teil, an den Funken des Vertrauens wenden, der ihnen in der menschlichen Anlage zu Vervollkommnung innewohnt. Selten sind sie an dem schlimmen Geiste und seinen Banden allein schuld. Es handelt sich um Wirklichkeiten, nicht um Gespenster. Letztere sind durch fortschreitende Bildung dem Menschen zu entfremden. Wo religiöse Bräuche auf der Erde mit Ahnenkult zusammenhängen, weil man das lebendig Göttliche noch nicht erkennt, da gedeiht und gedieh Gespensterglaube. So meinen wohl einige, das Blut Jesu erlöse von schädlichen, sündigen Geistern, die nach dem Tode ihres Leibes an Grabstätten und Kreuzwegen ein besonderes Wesen treiben. Mögen die daselbst aufgestellten Kreuze sie erinnern, daß es einen gab, der Sünden nicht behielt, und daß nicht nur sein Leben, sondern jedes Leben zu einem Opfer wird.

β. Die Sünde. Der Begriff derselben muß den Einteilungsgrund andeuten. Nun ist Sünde diejenige Willensrichtung des Menschen als Einzelwesens, durch welche der Mensch als Gattung nach Anlage zu Vollkommenheit leidet, und das Leiden betrifft entweder

A) die kosmische Stellung,
B) den Geist,
C) die Seele,
D) den Körper,
E) die soziale Stellung des Menschen.

Unter den Gesichtspunkt A fällt

subjektiv: falsche Kosmogonie von der babylonischen und indischen an

Gestirnsdienst (Götzendienst) wie Apollon, Marduk, Sonnengott in der Nachtgleiche, später als Würgengel vorgestellt im alten Pascha, Fluß-, Meeres-, Berg-, Nationalgötter, Götter in Pflanzen, Tieren, Steinen, Familiengötter und Götterfamilien;

objektiv: Ausrottung der Wälder mit Verödung der Erde, Mißhandlung der Tiere und Ausrottung von unschädlichen Arten (Wal, Elefant, Känguruh, Singvögel), Verwendung des Tieres als Waffe gegen den Menschen (Teufel mit Pferdefuß, mit Raubtiergebiß, mit Klauen und Hörnern), Rassendünkel.

Unter den Gesichtspunkt B fällt die Erhebung ausschließlichen Kompetenzanspruches in Hinsicht des Wahren und Falschen, die Monopolisierung des Geistes und der Wahrheit aus einem Grunde des Ortes, der Abstammung, der Zugehörigkeit, ferner die Vorenthaltung gewisser Wahrheiten, als wären sie ein Raub, (Mysterienbildung, geheime Tradition), ferner die Ausgebung des Scheins (Gleißnerei), ferner Vorspiegelung eines falschen Tatbestandes (tendenziöse Geschichte, falsches Zeugnis, reservatio), sowie des falschen Grundes (Sophisma, Beweisstellen aus Schriften gegen deren authentischen Sinn), oder des falschen Zweckes (List, vorgespiegelte Milde bei beabsichtigter Härte, Reich Gottes bei beabsichtigter politischer Herrschaft) oder des falschen Mittels (Trug, untergeschobene Manuskripte, unechte Reliquien) oder endlich der falschen Methode, die alles Vorige unter dem Vorwande, es sei geboten oder erlaubt oder zu billigen, verwendet oder durch Brauch sanktioniert (Wolf im Schafstall). Alles dies fließt aus einer der Wahrheit feindlichen Willensrichtung und ist daher anders beschaffen als der Irrtum, hinsichtlich dessen es bei uns nach Erkenntnis der Wahrheit immer eine allgemeine Amnestie gibt. Denn irren werden immer viele, die mit der Wahrheit um ihrer selbst willen beschäftigt sind, sie harren des Pfadfinders, der ihnen werde der Weg zur Wahrheit und die offene Tür, durch die sie dann mit Freuden eingehen.

Unter den Gesichtspunkt C fällt der blinde Eifer (Fanatismus) sowie der Groll, der ihn begleitet, ferner die Wollust der Grausamkeit bei Metzeleien und Pöbelherrschaften. Die darauf gerichtete Willensrichtung vertiert die Menschenseele und macht die Gattung Mensch sich selbst zum Gegenstande des Greuels und Abscheus. Grausamkeit ist gleichsam der dunkle Schatten der Erhabenheit, die in Weisheit, Gerechtigkeit und Güte besteht. Vor Erhabenheit erscheint das einzelne Dasein nur machtlos, vor Grausamkeit aber auch wertlos, was es auch empfindet. Es verbindet sich oft die entgegengesetzte Sünde mit ihr, die Zimperlichkeit als Überschätzung fremden Daseins, z. B. die Furcht, fremde religiöse Gefühle zu verletzen auch bei sich aufdrängender Ungereimtheit. Manche in warmen Ländern Lebende stellen zur Regenzeit Fußwanderungen ein aus Scheu, ihr Fuß könnte die im frischen Grase umherkriechenden Insekten töten, sehen aber einer Hungersnot unter ihres Gleichen müßig zu. Unter Chinesen und Schwarzen findet man Menschen, die zum Quälen und Morden geneigt, offenem Kampfe aber abgeneigt sind und sogar die Seelen Abgeschiedener fürchten. Die Furcht, die Seelen der Ahnen zu verletzen, geht in China so weit, daß sie das Nachgraben nach Erzen und Kohlen verhindern, wo vor Zeiten Grabstätten waren. Durch Zimperlichkeit geht die Seele der Willensrichtung auf ernste Pflicht verlustig, und erweist dem Vergänglichen eine Ehre, die nur dem Unvergänglichen zukommt. Ähnliches gilt von der falschen Devotion, einer Art von Schmeichelei gegen Göttliches, unter der die Freiheit der Kinder Gottes leidet, weil diejenigen Knechtschaft meinen, die nichts lieber tun als Herre, Herre sagen. Die Seele ist ein trotziges und verzagtes Ding, meinten die Alten. Beim Schwur kann man nur seine Seele, nicht aber Gott zum Pfande setzen, noch Gottes Hilfe davon abhängig machen, daß man dies oder jenes tue, oder die Wahrheit hinsichtlich eines Tatbestandes sage. Der Schwur ist meistens eine Vermessenheit, da der Mensch die Zukunft nur zum Teil in seiner Gewalt hat, auch andererseits nur zum Teil genau beobachtet und sich erinnert. Schwüre und Flüche liegen nicht weit voneinander, und man ermißt die Tragweite von Jesu Verbot des Schwures erst vollständig, wenn man bedenkt, daß

der alte Bund mit einem Schwur bekräftigt war, der die Seelen des Volkes auf immer gefangen nahm. Schwüre bei Gottes Hilfe durch Jesum sind widersprechend, da Jesus den Schwur untersagte. Die Seele ist nicht, was schon Platon erwies, eine Harmonie — die schuldbewußte, reuige Seele, die in ihrer Selbstliebe bei dem Begriffe einer verfluchten oder verdammten Pflicht und Schuldigkeit sowie bei Strafen gekränkte Seele würde eher einer Disharmonie gleichen — sondern sie ist das Harmonie Suchende, sie Festhaltende, in sie Auflösende, das, unsichtbar wie schon die Kräfte der Natur, nur in ihren Äußerungen zur Erscheinung kommt. Sie kennt sich selbst wenig und wird sich erst in anderen Seelen gegenständlich und ihres Wertes oder Unwertes bewußt. Alle religiöse Erziehung durch berufene Völker und Meister erscheint ihr als eine fremde Offenbarung ihres verborgenen Selbst, das bloß zu folgen und zuzustimmen braucht, bis das Göttliche in ihr zum Selbstbewußtsein gelangt. Man muß die Selbstliebe einer Seele nicht tadeln, denn sie ist ihrer Quelle nach die Fortsetzung derjenigen Liebe, welche Eltern und Ahnen gegeneinander hatten und worin sie einander als einer einigenden Liebe erkannten, und sie ist ihrem Maße nach die Nächstenliebe bestimmend, indem derjenige, der sich selbst nur wenig zu lieben imstande ist und seinen Nächsten liebt gleich sich selbst, auch diesen nur in geringem Maße lieben kann; zudem ist sie die Bedingung für die Wirksamkeit aller Strafen, Ermahnungen und Warnungen. Jede Strafe trifft die Seele. Strafe ist nicht eine Änderung der Verhältnisse überhaupt, sondern eine solche, die von der Seele als Folge ihres tätlichen Verhaltens, d. h. als Ahndung, mit Unlust empfunden wird. Eine sich nicht selbst liebende Seele wäre aber der Lust nicht fähig, sondern bloß der Unlust, sowie der Indifferenz. In letzterem Falle spricht man von stumpfen oder abgestumpften Seelen. Despotisches, willkürliches Strafen stumpft die Seele ab, ebenso wie fortgesetztes Quälen in Foltern oder gar sogenannte Höllenstrafen die Unempfindlichkeit der Seele zur Folge hätten. Sie liebt sich dann nicht mehr selbst und andere ebenso wenig. Nun gibt es an der Seele Fehler, die man als feine Wäsche bezeichnen könnte, insofern jedermann gern daran wäscht, niemand

aber deretwegen anklagt. Neid, Haß, das Fehlen des rechten Maßes, Mißgunst, Eitelkeit, Genußsucht, Trägheit, Zorn, Stolz, Argwohn, Tadelsucht, Parteileidenschaft, Geschwätzigkeit, Staunsucht und Neugier und dergleichen sind Eigentümlichkeiten der einzelnen Seelen, die einem bisweilen übertragenen Hange entstammen, und in bezug auf die der Splitterrichter dann gern sagt, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Da diese Fehler keinem Strafgesetz unterliegen, kann eine Absolution von dergleichen Sündhaftigkeit auf Grund einer heiligen Handlung ohne jeden Konflikt mit einer strafenden Behörde erfolgen, indem kein weltlicher Richter die Absolution durch nachherige Bestrafung dieser Fehler umwerfen kann, und es kann höchstens ein Konflikt zwischen den Geistlichen existieren, ob die Absolution die rechte Kraft habe, wenn sie auf Grund eines Überverdienstes oder auf Grund bloßen Glaubens, oder auf Grund von beiden geschieht, oder wenn dieser oder jener Autorität in Brauch und Weihe dabei der Vorzug gegeben wird. Gleichwohl straft man den Menschen gern darum mit Worten oder Gebärden, noch lieber durch Entziehung der Zuneigung und trägt sie bei entscheidenden Anlässen, wie Gattenwahl, Stellenbewerbung, Wahl des gesellschaftlichen Umgangs, auf die Wagschale seines Schicksals. Nimmt dieses dann den Menschen in die Wäsche, so empfinden manche Zuschauer Genugtuung, indem sie dies schon vorausgesehen hätten. Es ist das alles das Chaos des menschlichen Herzens, für welches die Religion den schaffenden Gott mit seinem „Es werde Licht" predigt, und legt schon den Gedanken an forterbende Sündhaftigkeit nahe.

Was ferner die Sünden gegen den Körper, den Gesichtspunkt D, betrifft, so hört man den Satz, man dürfe sich das Leben nicht nehmen, weil man es sich selbst nicht gegeben habe, und auch sich nicht verstümmeln; so dürfe man auch nicht einen anderen Menschen töten oder ihn verstümmeln. Das Leben ist eine Vertrauenssache: jedermann kennt es, niemand verrät, was es ist. Ein ganz rohes Maß für die Größe menschlicher Lebenskraft auf der gesamten Erde würde man erhalten, wenn man die durchschnittliche Lebensdauer mit der Anzahl aller lebenden Menschen multiplizierte, sodaß, wenn letztere 1½ Milliarde beträgt und bei der großen Sterblichkeit der Kinder die durch-

schnittliche Lebenslänge zu 18 Jahren gesetzt würde, die Zahl 18 × 1½ Milliarde oder in räumlicher Vorstellungsweise ein Würfel mit der Seite = 3000 ein Bild von ihrer Größe geben würde, im Vergleich zu anderem Leben, sowie ob es selbst sich in aufsteigender oder absteigender Linie bewege. Selbstmorde sind verschieden zu beurteilen. Das Recht über das Leben der eigenen Kinder, jetzt nur noch unter einigen Völkern bei den Eltern gelegen, hat die moderne Familie auf den Staat übertragen, der ihr Leben grundsätzlich schützt, die männlichen aber für eventuellen Krieg, einen Wetteifer im Töten, in Aussicht nimmt. Kinderopfer aus religiösen Gründen haben auf der Erde aufgehört, einige unkriegerische Völker erlauben den Kindermord aus ökonomischen Rücksichten. Despotismus, Revolution, Anarchie und Fanatismus sind bis auf unsere Zeit noch menschenmörderisch. Den greisen Vater auf seinen Wunsch zu töten ist bei den Chunchusen Sohnespflicht. Religiösen Motiven entspringt die in Indien noch vorkommende Witwenverbrennung und das bei russischen Schwärmern vorkommende sich lebendig eingraben Lassen, sowie die Hinrichtung der Weiber schwarzer Häuptlinge beim Abscheiden der letzteren. Amazonentum, d. i. kriegerische Beteiligung der Frauen, findet sich außerhalb Afrikas nur ausnahmsweise; was Frauen zur Anstiftung von Kriegen beitrugen, entzieht sich der Schätzung.

Du sollst nicht töten! Ist es ein ewiges Gebot in dem Sinne, daß es immer und immer in einem fort geboten sein muß, so würde das Töten unter Menschen kein Ende nehmen, weil, was von selbst geschieht, nicht mehr geboten wird. Ist es aber unmöglich, daß das Töten aufhöre, so ist es widersprechend zu gebieten: Du sollst nicht töten! Es ist wahrscheinlich, daß St. Paulus den Stachel empfunden hat, gegen ewig sein sollende Gebote zu handeln, wie er auch von der Unmöglichkeit, ihnen gemäß zu handeln, überzeugt war. Er schob die Schuld auf das Fleisch, das Menschenfleisch (Adam), und das Gebot sollte nach ihm zwar unantastbar sein, aber nur als Beweis, daß der Mensch ein Gegner desselben und ohnmächtig sei, es zu erfüllen. Diese Einsicht sollte den Menschen dann von gebotenen Werken weg in das Gebiet der Gnade leiten, in dem er einen neuen Leib und ein erfüllbares Gesetz fände.

Und der neue Leib sollte — ein geistiger sein. Das ist aber ein Zirkel: Vom Geiste (dem Gebot) zum Fleisch, vom Fleisch zu neuem Fleisch, von diesem wieder zum Geist zurück, und Paulus hätte gleich beim Geiste verweilen mögen zum Vorteil seiner Dogmatik, statt zwischen Geist und Geist einen Leib der Sünde und einen Leib der Gnade einzuschieben. Wohl gibt es unter Menschen immer solche, die gebieten und gehorchen, und aus diesem Grunde ein Gebieten immerfort. Ein ewiges Gebot aber ist ein sich widersprechendes Ding. Es ist nicht das das Gute, Göttliche, was immer geboten werden muß, in sich aber kraftlos ist, sich zu verwirklichen. Und hier ist einer der tiefsten Gegenstände der Religion. Das menschliche Wesen ist frei auf sich gestellt, es schafft sich seine Sitten. Hier sage ich, tritt das sich offenbarende Gotteswesen am deutlichsten vor die Seele als das, was bessere Sitte schafft. Wie man überhaupt den verkehrten Weg einschlägt, wenn man von Gott ausgehend etwas beweisen will, etwa sein Dasein, statt von der Wirklichkeit auszugehen, und an ihr zu erkennen, was darin geheimnisvollen Ursprunges und doch beständigen Vertrauens ist, so ist es auch ein verkehrter Weg, von göttlichen Geboten auszugehen und darauf die Ethik aufzubauen, statt vielmehr das Göttliche der Wirkung nach zu erkennen und festzuhalten auch in der Sitte, und ich wüßte nichts Besseres nach dieser Richtung anzuführen, als das Wort Jesu, daß der Mensch, welcher bloß die Leute lehrt, was sie tun sollen, der kleinste im Himmelreich sei, dagegen der der größte, welcher das Rechte tut und die Leute auch also lehrt. So auch ist die Gemeinde Jesu durch tatsächliche Liebe eine Werbung unter den Menschen geworden, nicht durch bloße Lehre von der Nächstenliebe. So auch ist ein Fürst, der grundsätzlich Frieden mit den Völkern sucht und der Welt den Beweis liefert, daß ein wackeres Volksindividuum mit anderen in dauernder Freundschaft trotz Widerwärtigkeiten verbleibt, bedentsamer für bessere Sitte unter den Völkern, als Gebot für sich und Lehre internationaler Pflichten es sein kann. Ist es möglich? fragt man. Und daß es möglich sei, daß die Welt nicht dem Ehrgeiz, Haß und dem Teufel der Niederträchtigkeit gehöre, das kann eben nur durch die Tat, durch Beispiel bewiesen werden. Es ist leichter, mit Gotamo auf

diese Welt zu verzichten, weil sie sich um die Pole von Zuneigung und Abneigung drehe und aller Lust des Lebens ebensoviel Unlust entspreche, als seine Welt im Geiste edler Menschentreue zu gestalten, und zu erweisen, wie ein Volk ein politisches, aber auch ein Sittenwesen sei, das stark zum Kriege dennoch sein Friedenswort hält. Mag es auch anderwärts Sitte bilden!

Aber was bedeuten hunderttausend Menschen, die im Kriege getötet oder verstümmelt werden, gegen die Millionen, die bald hier, bald dort teils durch Hungersnot, teils durch Seuchen zugrunde gehen, und wie sehr vergißt man, als wäre die staatliche Gemeinschaft immer für jedermann das höchste Gut, daß man mit jenen in einer menschlichen Gemeinschaft steht, und daß es keine wirksamere Liebe gibt als uneigennützige Hilfeleistung. Es fehlt noch viel, daß die Liebe im höchsten Gute allgegenwärtig auf der Erde sei, sie ist noch recht beschränkt unter den Menschen. Im Himmel wird es anders sein, gewiß. Dort werden alle Seelen von Liebe wissen. Aber Wenige wollen dem Himmelreich Gewalt antun, und so läßt man die Erde mit ihrer Sonne wandern, sie wandern und wandern, jede Minute Meilen weit in den Himmel, Jahre lang, Jahrhunderte lang, und es ist kein Zweifel, daß die Erde einmal im Himmel dort sein wird — wo es anders ist.

Hygiene und ärztliche Kunst vernachlässigen, „Pastoralmedizin", Beschwörungswesen treiben rächt sich selbst. Das Kaiserin-Friedrich-Haus in Berlin will dagegen Ärzte immer weiter bilden, Livingstone-College, später vielleicht Tübingen ebenso Ärzte für die Mission. Nervosität kann einen großen Teil des Volkes befallen als Folge verbreiteten unstetigen Hastens, das oft schon in der Schulzeit beginnt, wo man Kindern nicht Spiel und ausgiebigen Schlaf gönnt. Das weibliche Geschlecht taugt nur teilweise für schwere Hantierung; sexuell leidet es desto mehr, als es geneigt ist, aus Scham Leiden zu verschweigen. Weibliche Ärzte, Ärztinnen dürfen ihm nicht fehlen. Europäische Weiber sündigen am Körper durch das Schnürleib mehr als chinesische durch Verkrüppelung der Füße. Falsche Geschlechtslockung entfremdet die Geschlechter. Das Übel, dem hauptsächlich die Irrenhäuser und teilweise auch die Zuchthäuser ihre Insassen

verdanken, ist nicht sowohl durch Gesetze als durch die Sitte zu bekämpfen. Geschieht es im Interesse der zukünftigen Generation, daß die Geschlechter, die einander dauernd zu besitzen verlangen, auch Proben sexueller Treue, d. h. der Beständigkeit gegen Lust, und Proben der Geduld, d. i. der Beständigkeit gegen Unlust, erwarten, so sind Heuchelei (Fopperei) und Hohn statt des schlichten Freimuts der Geschlechter dagegen das sündhafte Werkzeug der Gattenwahl. Die reservatio mentalis und die Mittelsheiligung durch den Zweck, als dürfe Amor sich alles herausnehmen, sind in der Bewerbung der Geschlechter sozusagen landläufig. Man sagt, daß sich ein Volk hebe mit der Freiheit des Weibes; das ist in bezug auf alle Wünsche des Weibes, deren Erfüllung ein Volk feminin machen würde, durchaus nicht der Fall; wohl aber, daß sich ein Volk mit der Gesundheit und Schlichtheit des Weibes hebt. Die Sorge für Reinlichkeit liegt dem Weibe schon im Interesse der Kinderpflege ob, diejenige für Wohnlichkeit dem Manne, und es wird ein Geschlecht desto mehr ein Leiden für sich und andere, je schmutziger, enger und überfüllter seine Wohnstätten sind.

Daß aber der einzelne Mensch in bezug auf Reinlichkeit und Wohnlichkeit von der Volkssitte und diese von Klima und Ernährungsweise abhängig ist, liegt auf der Hand, weil in kalten oder dürren Gegenden nicht Wasser für Reinlichkeit und bei nomadischer Lebensweise nicht Muße für Wohnlichkeit vorhanden ist. Vorschriften darüber haben daher mit der Religion der Menschen nichts zu tun, sondern betreffen die bedingte Ausführungsweise religiösen Axioms unter verschiedenen Völkern und Stämmen. — Das Recht über seinen eigenen Leib kann ein Mensch teils durch Verbrechen verwirken, (nicht aber durch bloßen Verdacht solcher in Tortur), teils freiwillig bedingungsweise auf Zeit abtreten, wie bei der Hypnose oder bei der Narkose behufs einer Operation; über seinen Leichnam kann er nur bei Treu und Glauben anderer, die ihn überleben, frei verfügen, soweit sein Leichnam in deren Gewalt ist, nicht Beute des Meeres, der Raubtiere, der Feuersbrünste, der Verschüttungen, oder sonst unzugänglich wird. Erstere Verfügung ist durch die Besonnenheit bedingt, die z. B. Kindern und Kranken oder Berauschten teilweise abgeht, letztere dagegen durch die gemeine Wohlfahrt,

zu deren Gunsten bei Seuchen eine Leichenverbrennung gefordert werden kann, eine Fernhaltung der Begräbnisplätze von menschlichen Wohnstätten aber unter allen Völkern gefordert werden muß. Es ist ein zwar ungeschriebenes, aber auf der ganzen Erde geltendes Gesetz, daß die Menschen ihre Toten bestatten, während im Tierreich dies Geschäft besonderen Arten, wie Ameisen und anderen Insekten, Würmern, Krebsen usw. überlassen ist, die den bunten Teppich irdischen Lebens von allem Abgestorbenen säubern und rein halten. Die Bestattung erfolgt je nach dem Klima und anderen nötigenden Umständen, z. B. einer Kriegsgefahr, sowie je nach der Gefahr eines Bestehens von Scheintod kürzere oder längere Zeit nach Eintritt der Zeichen des Todes; Totenkult, der der Leiche gilt, statt dem seinem Geiste nach ins Leben Zurückgerufenen, erscheint als verunreinigend, weil das Lebendige mit dem Toten mischend. Geräusche müssen gebräuchlichen Begräbnisplätzen ferngehalten werden, nicht sowohl um die Ruhe der Toten nicht zu stören, als vielmehr um das Ohr der Lebenden, die an Gräbern stehen, nicht irre zu leiten, weil ein menschliches Ohr kaum imstande ist, den Ort einer Schallquelle in jedem Falle, ob etwa aus frischem Grabe kommend, mit Sicherheit anzugeben. Verstümmelung von Leichen aus Feindschaft oder feindseliger Ausdruck in der Bestattungsweise der Toten, als seien Leichen teils gut, teils böse, bleibt zu Ehren der menschlichen Gattung nicht unwidersprochen. Über Grabschändung haben Völker, in denen lange Stammbäume von Geschlecht zu Geschlecht fortgeführt werden, strengere Begriffe als solche, bei denen Ahnen höchstens gedächtnismäßig sind. Ewige Begräbnisplätze gibt es nicht. Ohne daß die Religion Veranlassung hätte, sich gegen die Erhaltung der chinesischen Königsgräber, der ägyptischen Pyramiden oder anderer Grabdenkmäler von geschichtlicher Bedeutung zu wenden, muß sie doch den Wahn allenthalben bekämpfen, als sei es die Grabstätte und das begrabene Fleisch, aus dem der Abgeschiedene mit einem eigenen Fleisch wiederkomme, weil solche Unfähigkeit, Mensch und Leiche zu trennen, auf die Stufe einiger Haustiere herabsinkt, welche der Leiche ihres Herrn nachliefen, um am Grabe verendend Treue zu erweisen. Der tote Körper ist, weil seine Keimkraft nicht in ihm selbst liegt, einem

Weizenkorn unähnlich, das, bereits eine junge Pflanze, des Bodens zu Anregung seiner Keimkraft bedarf. Chinesen sollen der Meinung sein, die Geister hüteten nächtlicher Weise die Grabstätten ihrer ehemaligen Leiber, und sollen deshalb nächtliche Reisen über Straßen meiden, die an Grabstätten vorüberführen. Die Keimkraft des Menschengeistes ist wandernd und auf Menschengeister übertragbar, wie die Kraft eines Pflanzenstammes wandernd ist bis zu den Zweigspitzen und, nachdem sie dort Blüten und Samen gebildet, in den sich lostrennenden Samen fortwandert als übertragene Keimkraft. So wandert alles Geistige als neue Keimkraft. Das ist der Fall, weil der Geist eines Menschen nicht Geist wäre ohne die Gesellschaft.

E. Soziale Sünden gibt es mancherlei. Die maßlose Sucht nach Reichtum war schon Jesu ein Dorn im Auge. Der Reichtum hatte damals zwar eine andere Bedeutung als heute, sowohl seiner Erwerbung als auch seiner Wirkung nach. Aber auch heute werden noch Kriege auf Kredit reicher Leute geführt, und es ist unerquicklich, wenn in europäischen Staaten sozusagen jeder Bürger als zinspflichtig geboren wird. Denn welcher Staat, außer Siam, ist schuldenfrei? Ein Jeder trage des anderen Last, sagt die Schrift, die Last des Reichtums trägt aber der Reiche lieber allein. Reichtum hat seinen Nutzen, nur das Allzuviel in wenigen Händen schadet, Neid und Abhängigkeit nach unten und oben bewirkend. Und der Neid ist böse. Erhöhung der Beitragspflicht zu den allgemeinen Lasten und eigene Unbeständigkeit mildern den Nachteil maßlos werdenden Reichtums Einzelner, den ein Staat sonst kaum gegen Neid und Nachstellung schützen könnte. Es ist ein durch sich selbst verständlicher Satz, daß die Erdoberfläche allen Menschen zusammen genommen gehört, nur in welcher Weise jedem Volke und jedem Einzelnen, das ist eine beständig streitige Frage der zuteilenden Gerechtigkeit, und Tolstoi hat klug reden, wenn er sagt, es baue jeder seine Scholle. Der Begriff des Eigentums zeigt eine geschichtliche Wandelbarkeit. Auf den Begriff des gemeinschaftlichen Eigentums, der in der Bodenbewirtschaftung in Feld-, Wald- und Wiesengemeinschaften der ursprüngliche war, lange bestanden hat und z. B. in Rußland teilweise noch besteht, möchte man auch im industriellen Betriebsleben zurück-

greifen, die sogenannte rote sozialistische Internationale erhebt den Anspruch auf die technischen Betriebsmittel als Gemeinbesitz, um am Unternehmergewinn einen mit den Kapitalisten gleichen Anteil zu erlangen oder wenigstens von demselben nicht ausgeschlossen zu bleiben. Auf einen solchen Rückschritt im Eigentumsbegriffe, den schon für Boden der fortschreitende Bauer im Interesse des Ertrages ablehnte, kann die Industrie, wo sie sich nicht etwa auf bloß mechanische Nachahmung beschränkt, noch weniger eingehen, weil sie in allen ihren Zweigen durch eine Tätigkeit fortschreitet, die sich durch immer neue Abweichungen vom Hergebrachten sogar in den Betriebsmitteln selbst spezialisiert. Und das kann nur frei auf eigene Rechnung und Gefahr, d. h. auf Grundlage des modernen Begriffs des Eigentums geschehen. Daß dabei aber eine Beteiligung der besonnenen Arbeiter am industriellen Unternehmergewinn ausgeschlossen sein müsse, läßt sich nicht einsehen. Dieser Vorwand für eine Gegnerschaft gegen den Kapitalismus würde schon dadurch im Prinzip beseitigt, daß Aktien immer außer mit höheren auch mit niederen Nennwerten zur Ausgabe gelangten. Denn wer einen Hundertmarkschein erwerben kann, kann es doch zu einem Effekt von hundert Mark, wo es solche nicht gibt, nicht bringen, kleines Geld in Noten ist ihm zugänglich, kleines Geld in Effekten nicht; solches würde jenen Vorwand beseitigen, der Arbeiter müsse vom Gewinn ausgeschlossen bleiben, der nur dem großen Kapital zugänglich sei. Wer seufzt oder zürnt, daß er nicht gemäß seinen Kräften wagen könne, dem ist schon zu helfen.

Vollkommene zuteilende Gerechtigkeit auf der runden Erdoberfläche möchte ich als ungeheures soziales Problem bezeichnen, weil es bei der Verschiedenheit und Wandelbarkeit der Menschen unlösbar ist. Schon daraus geht hervor, daß Liebe und Gnade unentbehrlich sind, und zwar in derselben Ausdehnung, in welcher es an jener fehlt, weil sonst das menschliche Geschlecht an sich selbst zugrunde ginge. Die Fürsorge um minderwertige Existenzen, Krüppel, Invalide, Sieche, Greisige, Witwen, Waisen, Darbende, von unvorhergesehenem Unheil Betroffene, die ein gleichsam gottmenschlicher Grundsatz ist, tritt daher, und zwar immer großzügiger und soziale Rechte schaffend,

neben der wilden Konkurrenz der Kräfte, Geschicklichkeiten und Mächte auf, dergestalt, daß ein Grundsatz, wie: Heil sei dem Stärkeren und Listigeren, beinahe als gotttierisch erscheint. Einer Universalökonomie streben die Internationalen zu, die gelbe Internationale mit Börse und Güterverkehr, die lichte Internationale mit der wissenschaftlichen und künstlerischen Leuchte und dem höheren Bildungswesen, geistige Kultur anbahnend, fortsetzend, verbreitend; die schwarze Internationale, Empfindung und Kontemplation aus der Idee des höchsten gemeinsamen Gutes versittlichend und alles Religiöse der Erde sammelnd und läuternd. Auch die technische Internationale mit dem vielgestaltigen Arbeitsmarkt zu- und fortwandernder Geschicklichkeiten (Arbeitskräfte) strebt dahinaus, sie möchte freilich, auf ihr Wachstum an Zahl pochend, sich als rote Internationale zu einer Alleinherrschaft erheben, die alles Soziale unter den Gesichtspunkt von Erwerb und Verzehr bannt und die Faust als Dolmetsch ihrer Meinung braucht, während dagegen das Internationale Arbeitsamt in Basel vielmehr ein internationales Arbeitsrecht anstrebt, das sich vom Privatrecht zum öffentlichen Recht und weiter vom öffentlichen Recht eines jeden einzelnen Staates durch völkerrechtliche periodische Verträge zum internationalen Recht entwickelt und ein Mindestmaß einer Arbeiterschutzgesetzgebung betrifft in Kinderschutz und Kinderpflege, Mutterschutz, Fortbildungswesen, Wohnungsfürsorge und Vorkehrungen gegen Arbeitslosigkeit, Staub-, Gift- und andere Betriebsgefahren. Internationale Gradmessung, internationales Maß, Gewicht und Geld, internationale Schrift, Zeitrechnung usw., alles will auf das gleiche Ziel einer Universalökonomie hinaus, ohne das nationale Element dadurch zu beeinträchtigen, und selbst der Staat bedarf, durch Diplomatie, Konsularwesen, Presse in ständiger Fühlung mit anderen Staaten und durch sein Militärwesen zu Lande und zu Wasser auf Ansehen in der Fremde, auf Sicherheit und Ordnung rings umher Anspruch erhebend internationaler Betätigung. Er ist, ohne an die morsche Idee einer Weltherrschaft zu denken, internationaler, als er selbst meint, da jede bedeutsame Äußerung seines politischen Lebens durch den Telegraph fast augenblicklich in den anderen Staaten bekannt wird und selbst sein Militärwesen

durch Beiwohnung fremder Offiziere an Manövern und Kriegen sowie durch Entsendung von Instrukteuren und durch die Öffentlichkeit kriegswissenschaftlicher Diskussionen kein nationales Geheimnis bleibt. Kurz, eine gesunde Beteiligung an internationalen Strebungen, welche den Begriff der modernen Zivilisation ausmacht, ist kein Tadel, weil der moderne Staat gedacht wird als ein Bürger unter anderen seinesgleichen auf der Erde, nicht mehr so, daß sich das höchste Gut in ihm allein realisiere. Das Wort: „Dienet einander“ wird auch hier gelten.

Deshalb ist aber eben alles, was gegen das öffentliche Vertrauen ist, am meisten Sünde, Lüge oder Vertragsbruch aus Staatsräson gleich verwerflich, und Ehrlichkeit und Offenheit die beste Politik. Diese wird die Welt erobern, und die Ehre die Erde regieren nach Gerechtigkeit und Güte. In der Wissenschaft nennt man das Widersprechende falsch, im Gewerbe das Unproduktive faul, in der Arbeit das Ungeschickte unnütz. Sonst kennzeichnet überall Lüge den Schwindler, Schmeichelei oder Bestechung den Schelm, Untreue und Verleumdung den Schuft, offene Gewalttat den Tölpel, heimliche den Schurken, Betrug und Unterschlagung den Gauner, Scheinrede und Scheinwesen den Heuchler, Ausschweifung in Essen und Trinken, Selbstschmuck und Selbstlob, Liebesvergnügen und Sport den Toren, und wo diese Sünden zusammentreffen, erscheint die menschliche Abart als ein Unkraut, und ein Schade um den Strich Erde, der solches trägt, wie üppig es auch blühe und in Samen schieße. Jenes Beisammen wäre freilich die Hölle, die man vielleicht deshalb nicht auf der Erde selbst setzt, weil es sich darauf zum Glück nicht findet.

c) Versteht man unter E r b s ü n d e einen Hang zum Sündigen, der dem menschlichen Geschlecht von Natur beiwohnt, so steht ihm die Anlage zur Vollkommenheit gegenüber, ohne die auf keiner Stufe der Entwicklung etwas als sündig erkannt werden könnte. Neid, Mißgunst und Schadenfreude treten am natürlichen Menschen hervor, wofür der Umstand, daß Kinder davon geleitet werden, ein Beweis ist, weil sich wesentliche Entwicklungsstufen der Gattung im Einzelwesen wiederholen. Kinder tun einander allen möglichen Schabernack an und verschonen, wenn nicht in Furcht gehalten, auch Erwachsene nicht

damit; ebenso nehmen sie gern fremde Gegenstände in Gebrauch, wenn sie dieselben für besser halten als die eigenen, oder zerbrechen oder besudeln sie bei anderen, wenn ersteres mißlingt. Das ist Neid und Mißgunst. Das grinsende Verhöhnen des geschädigten Kameraden gesellt sich dann meist dazu. Aber sie haben ebenso eine natürliche Anlage zu Güte und Freundschaft, auf die sie von jenen sündigen Neigungen gewöhnlich bald zurückkommen. Denn sozialen Drang haben sie alle und sind dadurch von Natur miteinander befreundet. Soweit ferner das Gute ein richtiges Maß, das Böse ein Übermaß oder Untermaß, ein Fehlen oder eine Maßlosigkeit ist, etwa wie Sparsamkeit zwischen Verschwendung und Geiz das richtige Maß ist, oder Mut zwischen Übermut und Verzagtheit, ebensoweit ist das Gute nur durch Erfahrung zu finden und durch Übung zu befestigen, und es liegt auf der Hand, daß das menschliche Geschlecht in solchen Dingen weder gut von Natur noch böse von Natur ist, wie auch Kinder durchschnittlich maßloser sind als Erwachsene und sich an den Erwachsenen ein Vorbild für richtiges Maß nehmen. Das ist aber wegen der größeren Erfahrung der Erwachsenen bei diesen anzutreffen. Ebenfalls indifferent gegen gut und böse ist der Nachahmungstrieb, der der menschlichen Natur neben der Neugierde innewohnt. Auf beide Triebe rechnet die Pädagogik, Neues und Nachahmungswürdiges unter Anregung der Kombination darbietend, z. B. fremde Sprachen, nützliche Tätigkeiten, Leibesübungen. Selbst mancherlei religiöse Übungen, z. B. Nachsprechen von Gebeten, Nachsingen, Verbeugungen, Tänze u. dgl. gehören dazu. Aber auch die Verführung und die Annahme schädlicher Sitte und fremder Mode beruhen auf Neugier und Nachahmung, nicht zu vergessen die Verbreitung von Gerüchten, die laufende Fama, zumal wenn Neid, Mißgunst oder Schadenfreude hinzu kommt. Auf erbliche Sündhaftigkeit deutet das Sprichwort „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme", und die Strafe von Erbsünde pflegt sich in der Wahl des gesellschaftlichen Umgangs wie in der Gattenwahl absondernd geltend zu machen, auch die Stellenbesetzung zu beeinflussen, sodaß das Schicksal der Einzelnen, ihr Karma, nicht unwesentlich von einer Erbschaft an Sündigkeit bestimmt ist. Die Menschenwelt wimmelt von Pechvögeln

aller Art. Neid und Mißgunst sind, sofern sie einem behinderten Nachahmungstriebe entstammen, außerordentlich verbreitet, ja, wenigstens zeitweise, wohl allgemein unter den Menschen anzutreffen, Klatsch, Verkleinerungssucht, absichtliche Ignorierung, Anschwärzung, Verhetzung sind Dinge, denen man in Häusern, auf Straßen, in Volksversammlungen und zwischen Völkern begegnet, gleich als bestehe alles Aufrechte zu Unrecht, solange es ein Gebücktes gibt, das sich nicht ebenso aufrichten kann, das nicht die gleichen Güter des Lebens haben oder in der gleichen Weise anwenden kann. Sie sind so verbreitet unter den Menschen als sozialen Wesen, daß Aristoteles schon meinte, die Welt der Menschen werde durch Neid gelenkt. Auch auf Götter übertrug man den Neid, sowohl untereinander — wie noch Mohammed viele, drei und selbst zwei göttliche Wesen, etwa ein gutes und ein böses, für unmöglich hielt, weil sie einander die Herrschaft nicht gönnen, sondern um Alleinherrschaft streiten würden, — als auch den Menschen gegenüber, als ob sie den Menschen die Anwendung des Feuers mißgönnten (Prometheus) oder auch die Erkenntnis des Guten und Bösen (Adam), durch welche sie würden wie ihrer einer. Wohl hat sich neuerdings mancher übel über die Menschheit ausgelassen, wie Kant, der die menschliche Art für eine solche erklärte, vor der man Veranlassung habe auf seiner Hut zu sein, oder wie der preußische König Friedrich II., der gegen Voltaire äußerte, „Er kennt die Bestie Mensch noch nicht“; wie es aber nicht dankbar ist, sein Vaterland zu lästern, so auch nicht, das menschliche Geschlecht. Man nannte die natürliche Menschheit (Adam) eine verfluchte, denn welcher Mensch wäre dem Schicksale entgangen, daß ihm nicht einmal geflucht worden wäre? Die Leidenschaften machen es, und die Konkurrenz mit den eigenen Wünschen und Erwartungen in den betreffenden Fälleu regt sie auf. Das geschieht bei Einzelnen, bei Völkern und Rassen. So sprechen heute die farbigen Menschen von der kaukasischen Rasse als weißen Teufeln, die weißen Menschen dagegen von Negerrassen als von schwarzen Teufeln. Der Fluch ist verbreitet unter den aufeinander folgenden Geschlechtern der Menschen. Die Dankbarkeit aber ist einem Jünger Jesu nicht unwesentlich. Wer wollte nun, als gäbe es ein Evangelium

der Erbsünde, beten „Danket dem Herrn, der uns sündig machte von Geburt an"? Das war nicht Jesu Danksagung. Seine Danksagung entsprang seinem Axiom von der Güte Gottes, der, Sündern gnädig, seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte. Er sah also die Anlage zur Vollkommenheit in einer Willensrichtung verbürgt, die aus Dankbarkeit Gottes Vorbild folgt, indem sie Dankenswertes schafft, Schlimmes heilend, Böses mit Gutem deckend. Der Dankbare wird nicht neidisch sein, noch weniger mißgünstig als einer, der froh ist, fremde Freude oder Gegenstände fremder Freude zu zerstören, statt sich mit den Freudigen zu freuen. Von einer Verschlechterung der Erde im ganzen liefert die Entwickelungsgeschichte der letzteren keinen Beleg, und Ackerbau, Arbeit im Schweiße des Angesichts kann nur Volksstämmen ohne besondere Neigung zur Seßhaftigkeit als ein Fluch erschienen sein, den der Abfall von einem Numen herbeigeführt hätte. Übrigens ist nicht ohne Interesse, wie Tolstoi, der Graf in Jaßnaja Poljana, den Russen in seiner Schrift „Vernunft und Dogma" (VII) den Sündenfall erörtert. Er schreibt:

„Man braucht nur aufmerksam die ersten Kapitel der Schöpfungsgeschichte nachzulesen und dann die kirchlichen Darstellungen des Sündenfalls des Menschen, um sich zu überzeugen, daß die Bibel und die Theologie zwei ganz verschiedene Geschichten erzählen. Nach der kirchlichen Erklärung ergibt es sich, daß dem Adam erlaubt war, vom Baume des Lebens zu essen, und daß das erste Paar unsterblich war."

„Aber in der Bibel ist nicht nur nicht das gesagt, sondern das gerade Gegenteil davon im Kapitel 3 Vers 22, wo gesagt ist, daß jetzt Adam nicht die Hand ausstrecke und nicht vom Baume des Lebens esse und dann ewig lebe."

„Nach der kirchlichen Erklärung ist die Schlange der Teufel. In der Bibel ist davon nichts gesagt und konnte nichts davon gesagt sein, da vom Teufel in der Schöpfungsgeschichte keinerlei Vorstellung gegeben, sondern gesagt wird, die Schlange sei das klügste der wilden Tiere gewesen."

„Nach der kirchlichen Erklärung ergibt es sich, daß das Essen vom Baume der Erkenntnis des Guten und des Bösen ein Unglück für die Menschen gewesen sei; nach der Bibel ist

zu schließen, daß das für die Menschen wohltätig gewesen sei. Demnach ist die ganze Geschichte vom Sündenfall Adams eine Erdichtung der Theologen, und in der Bibel ist nichts derart gesagt."

„Aus der Erzählung der Bibel geht keineswegs hervor, daß die Menschen vom Baume des Lebens zu essen pflegten und unsterblich waren, sondern es ist das Gegenteil gesagt im Vers 22; und es ist nicht gesagt, daß der böse Teufel den Menschen verführt habe, im Gegenteil ist gesagt, daß das klügste der Tiere ihn das gelehrt habe. Demnach sind diese zwei hauptsächlichsten Grundlagen der ganzen Erzählung vom Sündenfall, nämlich die Unsterblichkeit Adams im Paradies und der Teufel in direktem Widerspruch mit dem Text und sind durch die Theologie erdichtet worden."

„Als einziger zusammenhängender Sinn dieser ganzen Geschichte nach dem Buch der Schöpfungsgeschichte, welcher der kirchlichen Erzählung direkt widerspricht, ergibt sich folgendes: Gott erschuf den Menschen, aber er wollte ihn in einem solchen Zustande lassen wie die Tiere, welche den Unterschied zwischen gut und böse nicht kennen, und deshalb verbot er ihm die Frucht vom Baume der Erkenntnis zu essen. Um den Menschen zu schrecken, hat Gott ihn dabei getäuscht, indem er sagte, er werde sterben, sobald er davon esse. Der Mensch aber hat mit Hilfe der Weisheit (der Schlange) den Betrug Gottes enthüllt, lernte gut und böse erkennen und starb nicht. Aber Gott erschrak davor und verbot ihm den Zugang zum Baum des Lebens. Nach derselben Befürchtung Gottes, daß der Mensch diese Früchte essen werde, kann und muß man dem Sinn der Geschichte zufolge vermuten, daß der Mensch den Zugang fand wie er den Zugang zur Erkenntnis von gut und böse gefunden hatte. Ob nun diese Geschichte gut oder schlecht sei, in der Bibel ist sie so beschrieben. Gott ist im Verhältnis zum Menschen in dieser Geschichte derselbe Gott, wie Zeus im Verhältnis zu Prometheus. Prometheus entwendet das Feuer, Adam aber die Erkenntnis von gut und böse. Der Gott dieser ersten Kapitel ist nicht ein Gott, der die Menschen liebt, sondern ein auf seine Macht über die Menschen eifersüchtiger Gott, der die Menschen fürchtet."

Soweit Tolstoi. Gott wäre danach auf gut und böse, auf das richterliche Monopol so eifersüchtig gewesen, wie manche Priesterschaft noch heute. Schon die Schöpfungsgeschichte ein literarischer Kulturkampf. Was spätere Theologen erfinden, muß nicht immer mit dem übereinstimmen, was ältere geschrieben haben, als janua daemonum indessen galt das sexuelle Weib bereits vor diesen. Daß aber die Schlange Symbol führender Priesterweisheit war, zeigt der Krummstab, der vor Pharao zur Schlange wurde, zu einer Schlange, die alle anderen Schlangen (Priesterkünste) zu verzehren mächtig war. Gut und böse war zur Zeit, als die Schöpfungsgeschichte geschrieben wurde, bei vielen Völkern ein Gemisch königlich-priesterlicher Festsetzungen, und es wurde darin alles Erdenkliche durchgekostet, ohne daß es in sich selbst Halt und Beständigkeit besessen hätte. In die Priesterweisheit war auch die Heilkunde eingeschlossen, die nicht selten von wunderlichen Bestimmungen über gut und böse Gesundheit, Krankheit, Leben und Tod abhängig wissen wollte. Bei den Griechen blieb die Schlange Symbol der Heilkunde, als müsse die zwischen allerhand Kräutern schleichende die Heilkräuter nach ihren Eigenschaften für Leben und Gesundheit am besten kennen, und im Tempel der Gesundheit auf der Insel Kos, der Wirkungsstätte des berühmten Arztes Hippokrates, prangte als Symbol eine Schlange in künstlerischer Darstellung. Auch findet sich bei Moses die Aufrichtung einer ehernen Schlange als sympathisches Mittel zur Genesung erwähnt.

Neuerdings hat sich die Heilkunde auf ihre Weise der Erbsünde angenommen, diese unter Absehen von einer anfänglichen Schuld in das Problem einer erblichen Belastung umwandelnd. Sie setzt so auch hier die Beobachtung des gegebenen Falles als Grundsatz und bringt an die Stelle einer allgemeinen Erbsünde, also einer petitio principii, erfahrungsmäßige Feststellungen. In der Tat ist der Satz „wir sind allzumal Sünder" in solcher Allgemeinheit dem Inhalte nach problematisch, und stellt in seiner näheren Ausführung „wir mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen" ein negatives Urteil dar, nämlich „wir sind vor dem Vollkommenen unvollkommen". Er ist daher nur ein theologisierender Ausdruck für das dieser Schrift zugrunde gelegte Axiom der Vervollkommnung.

„Ihr sollt vollkommen sein“ sagt der Christ. Es sagt's aber ebenfalls der Buddhist. Dieser dehnt das Streben nach Vervollkommnung auf alle Lebewesen aus, Paulus spricht gleichermaßen auch von einem Sehnen der ganzen Kreatur und neuerdings ist (Nägeli) das Streben nach Vervollkommnung auch der Betrachtung organischer Entwickelung überhaupt mit zugrunde gelegt worden. Seitens der mechanischen Weltanschauung wird solches prinzipiell als berechtigt bestritten, weil Vervollkommnung ein Freies setze, was es überhaupt nicht gebe, da vielmehr das, was man so nenne, nichts sei als das Produkt von Notwendigem und dem Zufall. Das ist ein merkwürdiger Einwand. Gut, man setze einmal mathematisch (der nicht mathematische Leser mag die beiden folgenden Absätze überschlagen).

A) Freies = Notwendiges × Zufälliges oder was dasselbe ist

B) $\frac{\text{Freies}}{\text{Notwendiges}}$ = Zufälliges.

Der Anschaulichkeit halber sei das gegebene Notwendige etwa das zu Boden Gelangen des Steines einer Kirsche, die noch am Zweige hängt. Der Umfang des Zufälligen ist dann (nach B) proportional dem Umfange des Freien, hier also etwa, welche Menschen oder welche Vögel die Frucht abreißen mögen aus Vorsatz, um sie wegzutragen oder das Fleisch oder den Stein in verschiedenen Absichten zu verwenden, oder welches Insekt den vorzeitigen Abfall bewirken möge. Fiele solches alles weg, so würde auch das Zufällige verschwinden, und der Fruchtstiel würde sich nach einer Kausalität vom Zweige lösen, die physikalisch und chemisch in Betracht kommt.

Die Analogie der Definitionsformel A mit der mechanischen Definitionsformel für Kraft: C) . . . Kraft = Masse × Beschleunigung gibt alsdann zu Vergleichen Anlaß, da erstlich von vielen der Kraftbegriff für ebenso metaphysisch wie von andern der Freiheitsbegriff ausgegeben wird und sodann ebenso behauptet wird, im Grunde gebe es Kraft überhaupt nicht, sondern was man so nenne, sei nichts weiter als das Produkt aus Masse und Beschleunigung. Es hat nun, wie sehr man die Beschleunigung durch Kraft auf Abgabe von Geschwindigkeiten durch hypothetische Stöße zurückzuführen bemüht ist, mit dem

Verschwinden des Kraftbegriffs durchaus keine Not; ebensowenig ist zu erkennen, wie der Begriff des Freien hinfällig werden müsse. Sei daher immerhin das Freie ein Umsatz (Aequivalent) von Kraft und Wegen in Mittel und Wege, so würde doch eine über die menschliche unendlich erhabene Beobachtung nötig sein, den Vorgang solcher Verwandlung deutlich in jedem Einzelnen zu beschreiben und so ein das Freie und das mechanisch Notwendige deterministisch zusammenfassendes Bild des Geschehens zu entwerfen. Solches ist nur — von seiten der religiösen Betrachtung — in vollkommenem Wesen zu setzen möglich, hinsichtlich dessen es gleichgiltig und eben deshalb immer willkürlich bleibt, ob man setze, daß alles Geschehen aus ihm nach innerer Notwendigkeit, oder nach innerer Freiheit hervorgehe. Denn setzt man in Formel B den Umfang des Notwendigen unendlich, also

$$b) \ldots \frac{\text{Freies}}{\infty} = \text{Zufälliges},$$

so verschwindet jeder Zufall nebst jeder einzelnen freien Handlung, die sich etwa zugunsten oder Ungunsten der Menschen bemerkbar machen wollte; und setzt man umgekehrt den Umfang des Freien unendlich, also

$$\beta) \ldots \frac{\infty}{\text{Notwendiges}} = \text{Zufälliges},$$

so erscheint alles Geschehen so zufällig, daß jedes Notwendige, jede Vorausberechnung, jede Analogie in bezug auf kommendes Geschehen grundlos versinken und jedes wunderbar erscheinen würde.

Ein Freies kommt in Anschlag, so im Buddhismus als Selbstbestimmung (in Verneinung des Willens zum Leben), oder in der Kirchenlehre der Christen teils als Selbstbestimmung (Gehorsam gegenüber der kirchlichen Autorität in Wort oder Schrift), teils als Fremdbestimmung (Gnadenwahl, wie nahe sich das Fremde auch angehöre), oder in der organischen Natur als Wechselwirkung verborgenen Selbstes näher bestimmt, und es haben sich über das frei Bestimmende nicht nur Theologen sondern auch die Philosophen von Aristoteles bis Kant und Darwin den Kopf zerbrochen, welcher letztere dasselbe wenigstens in dem Handeln gemäß des Phantasmas eines biologischen Vorteils bei der natürlichen Gattenwahl gelten ließ.

Dem Buddha nahe verwandt ist Paulus mit seiner Lehre von einer Erlösungsbedürftigkeit vom „Leibe des Todes," von der Unvollkommenheit alles Fleisches, die mit Adam, dem Erdmenschen, gesetzt, zugleich aller Kreatur anhafte. Als Teilnehmer an der Freiheit Christi erspäht er die Erlösung in freier Nichtigsetzung der Adams-Natur (Kreuzigung des Fleisches) und, im prophetischen Stil, gleichsam in einem Untergang der Welt des Fleisches für die der Erlösung Teilhaften. Die Erlösten sind nicht mehr sie selbst, die Abstammung mit allem, was an Adam erinnert, haben sie hinter sich gelassen, gleichsam den natürlichen Menschen ausziehend. Die Verwandtschaft mit dem Buddhismus springt deutlich hervor. Es sind nur zwei unterscheidende Punkte da. Bei Paulus ist das Fleisch moralisch unvollkommen (sündig) und deshalb auch im übrigen von Unvollkommenheit geplagt, (er bezieht sich auf das mosaische Gesetz als Maßstab moralischer Vollkommenheit), bei Buddha gilt der trügerische Hang zur Lebenslust als die Quelle alles Übels von selbst, ohne Beziehung auf ein Moralgesetz. Infolgedessen hat Paulus zweitens die Aussicht auf eine Vollkommenheit des Lebens, und läge sie auch erst in einem Fortleben, nicht preisgegeben. Hier ist der Punkt, worauf sich die Buddhisten beziehen, wenn sie behaupten, Christentum (Paulinisches) sei nur eine Vorstufe zum Buddhismus, denn sie meinen, den Hang des Fleisches nehme man in jegliches Fortleben, welches es auch sei, mit hinüber, komme also aus der Unvollkommenheit nicht dabei heraus; sie seien mit der christlichen Lehre, daß auch jenseitiges Leben mit Lust- und Unlustempfindung wiederum verbunden sei, ohnehin dabei in Übereinstimmung. Die Christen ja lehren vielmehr von einer bösen Lust als trügerischer Lust am Bösen, statt alle Lust für bös und Quelle des Übels zu schätzen, und dem entsprechend auch von einer vollkommenen Lust (Seligkeit) sowie von einer Lust am Vollkommenen als Führerin zur Seelen-Seligkeit. In der Tat, Leiblichkeit als Unvollkommenes dem Geiste als Vollkommenem entgegenzusetzen hat ebensowenig Sinn, wie nach Art der Buddhisten Leib als Unvollkommenes dem Nichtleib als Vollkommenem, weil man nach Vollkommenheit nicht Heterogenes, wohl aber Geist mit Geist, Leib mit Leib vergleichen kann. Nicht außerhalb, sondern

innerhalb der Idee des Lebens liegt allein des Lebens Krone, und wie anders könnte sie Gegenstand einer Lust sein?

In der christlich-kirchlichen Lehre einer Erbsünde liegen wertvolle Anknüpfungen an den Buddhismus und nicht allein an diesen, weil Erbunart und Erbübel für alle Menschen immer das sind, von dem sie ausgehen müssen, um ihre Zustände zu verbessern, und jeder nach Verbesserung trachtet. Man muß nur das Vollkommene nicht hinter einem Firmament suchen, das es nicht gibt, infolgedessen auch nicht an einen juristischen Kontrakt mit einem Jenseitigen denken, der von ehemaligen Menschen einmal gebrochen, einer Erneuerung bedürfte, und zu welcher das Erscheinen des Vollkommenen vom Firmament herab in Person nötig wäre. Solche Darstellung kann man den ersten Kirchenlehrern und Missionaren wohl in Anbequemung an ihre Hörer und Leser zugute halten, ohne einen dauernden Gebrauch derselben daraus herzuleiten, ähnlich wie man aus der Rede des Apostels „Ihr Männer von Athen, ich sage euch, daß ihr in allen Stücken die Götter fürchtet" nicht einen Anlaß nimmt, die Furcht vor Göttern löblich zu finden. Die kirchliche Lehre, daß der Christus die Erbsünde wegnimmt, birgt den wahren Gedanken, daß in Führung des Menschheitsideals, also in der Christus-Idee, schlimme Hinterlassenschaften der Abstammung, rückfällig oder forterbend, machtlos werden. Das Entsagen von Gotamo, das Leiden von Jesus können dabei nur typisch in Betracht kommen.

Sicherlich enthält das Apostolische Glaubensbekenntnis nichts, was den Getauften zu einem Dogma der Erbsünde verpflichtet.

III d.

„Auferstehung des Fleisches."

Organisches Fleisch ist gemeint, nicht etwa desorganisiertes der Leiche, die zerstreuten Bestandteile des Einzelwesens in Maß und Gewicht nach Zerfall durch Verwesung oder Verbrennung. Es ist etwas so Natürliches, zu glauben, daß Seelen späterer Zeiten ein ihnen eigenes Fleisch haben werden, das ihnen, wie uns das unsrige, als Organ der Empfindung und Mitteilung dient, daß die religiösen Vorstellungen darin übereinstimmen, daß Lust und Freude oder Schmerzen und Qualen von ihnen

können empfunden werden, und nur fraglich bleibt, inwiefern spätere Seelen dasselbe sind, was wir sind. Wird ein Hans nach seinem Tode ein Kunz, so scheint es, ist Kunzens Schmerz nicht Hansens Schmerz, und ebenso Kunzens Lust nicht Hansens Lust, zu Hansens Lust und Schmerz gehöre durchaus seine alte Haut, letztere müsse er deshalb entweder behalten, d. h. leben bleiben, oder wieder erhalten, d. h. seine Existenz erneuern. Was nun die Elementarstoffe betrifft, so ist merkwürdigerweise kein Unterschied, ob jemand dieselben braucht, um leben zu bleiben oder um seine Existenz zu wiederholen, denn im einen wie im anderen Falle lösen sie sich beständig ab, unterliegen sie dem Stoffwechsel. Sie ersetzen sich durch immer andere ihrer Art, als ob der Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff und andere Stoffe der Erde eine Begierde hätten, abwechselnd an der Idee des Lebens teilzunehmen, und man kann in der Tat nicht sagen, in wieviel organischen Leibern die Moleküle der Stoffe schon gewesen sind, die den Körper des Menschen zusammensetzen. Wie vieler Leichen Auferstehung mag sein Fleisch schon sein, pflanzlicher, tierischer und menschlicher! Und in wieviel Lebewesen sind umgekehrt die von ihm selbst bislang ausgeschiedenen Stoffe bereits zu Bausteinen von deren Körpern geworden? Seine Leiche trägt ja niemand.

Aber auch, was die diskontinuierliche Form des Selbstbewußtseins angeht, so ist zwischen dem Lebenbleiben und der Erneuerung der Existenz kein wesentlicher Unterschied. Denn man ist während des Schlafes, in Zuständen der Ohnmacht, des Rausches, der Hypnose u. a. überhaupt Person doch nur eingeräumtermaßen, man genießt die Rechte einer Person, ohne eine Verantwortung für das, was man sagt oder tut, zu tragen, kurz, der Mensch ist eine diskontinuierliche Person, mag er sein Leben fortsetzen oder von neuem beginnen, das Ganze, dem er angehört (Familie, Staat, Religion), ist für ihn Person, wo er selbst dies nicht ist.

Entsprechendes läßt sich auch von der Diskontinuität persönlichen Erscheinens im Menschen nachweisen, wonach ein Mensch eine Reihe von Wesen nacheinander ist, nämlich aufeinander folgende Wiederholung anderer unbewußter Weise. Ich denke hier an das Fötalleben nach biogenetischem Grund-

gesetz, aber auch von Kindern lehrt der Augenschein, daß sie im Laufe ihrer Entwickelung bald mehr diesem, bald mehr jenem Ahnen in Gestalt und Wesen ähnlich sind. Nach dem Fleische würde man also auch ebenso als eine Pluralität von Personen der Reihe nach wiederkommen in diskontinuierlicher Weise, und es muß schon hiernach der Begriff einer persönlichen Unsterblichkeit modifiziert werden.

Was man ferner unter seiner Leiblichkeit zu verstehen habe, ist nicht bloß wegen des beständigen Stoffwechsels des Leibes, sondern auch in anderer Hinsicht nicht so naheliegend. Gesetzt, es würde plötzlich jemand — (meinetwegen unter Annahme einer vierten Raumdimension, die Fernes in die Nähe brächte) — von der Erde auf den Mond versetzt, so würde sein irdischer Leib dort nicht mehr sein Leib sein, sondern Leiche, weil er zum Leben eines lunarischen Leibes bedürfte. Ein Stern, so beschaffen, daß der Mensch dort ein Fortleben nach dem Fleische gewänne, müßte in einer Entwickelungsgemeinschaft mit der Erde stehen, denn es gehört zur Leiblichkeit eine Anpassung des Lebens an die physikalischen Bedingungen innerhalb eines längeren Zeitverlaufes.

Viel wichtiger aber ist für den Menschen, daß seine Leiblichkeit zum großen Teil diskret ist, d. h. außerhalb seiner Haut liegt. Die christliche Religion drückt schon Ähnliches symbolisch aus, daß die das Abendmahl Jesu Genießenden eines Fleisches mit ihm werden, welcher Rasse sie auch angehören. Die Leiblichkeit Eines ist danach eine diskrete, sich in einer großen Anzahl von Menschen verbreitende. „Wer Ohren hat zu hören, der höre", pflegte dieser Meister zu sagen, denn, da er nichts niederschrieb, nahm er die Ohren anderer für sich gefangen, und sein Fortleben im Fleische ist durch die, die seine Rede hörten, sie bildeten seine diskrete Leiblichkeit, sie waren ihm „Mutter und Geschwister", d. h. Anfang einer neuen Art Stammbaum. Was ich für mich bin, ist meine Seele, nach meinem Tode bin ich das, was ich für andere war, und es ist die Frage die, ob aus meiner diskreten Leiblichkeit wiederum eine konkrete erstehe, in der sich meine Seele fortsetzen kann. Das wäre meine Auferstehung im Fleische. Der Gegenstand ist diskutabel und nicht bloß völlig Artikel des Glaubens.

Wie dem Robert Mayer'schen Gesetz von der Erhaltung der Arbeit ein solches von der Erhaltung des Lebenswertes entspricht, so dem Prinzip der Teilung der Arbeit ein solches der Vereinigung der Arbeit. Letzteres ist meines Wissens bisher noch nicht aufgestellt, sondern nur implicite mit gedacht worden. Hierzu kommt als Folge der letzteren beiden ein Prinzip der Stellvertretung eines organischen Ganzen durch auserlesene Teile desselben, wie bei der Fortpflanzung lebender Wesen, und endlich das Prinzip der Wahlverwandtschaft. Eine Vereinigung der Arbeit hat man z. B. bei der Sinnesempfindung von Luftschwingungen als Ton, von Tönen als Klangfarbe und Stimme, und ähnliches, daher auch beim Aufbau einzelner persönlicher Eindrücke zu einem Gesamtbilde des Menschen. Nach dem Tode eines Menschen wirken dessen Eindrücke auf andere fort und treten nicht etwa erst durch Vorsatz in die Seele; sie machen sich bei Anklang der Stimme, bei Ähnlichkeit der Figur, und wo eine Assoziation der Erinnerung möglich ist, ganz von selbst wieder geltend, und selbst nach langen Jahren tritt oft ganz plötzlich das Bild eines lieben Toten vor das innere Auge. Der Abgeschiedene ist fortlebend im Fleische anderer, somit darin fortwirkend auch in deren Lebensäußerungen zu Fremden usf. Anfänglich freilich tritt der Abgeschiedene seinen Freunden noch erst vor die Seele wie Lazarus aus dem Grabe, denn man hatte ihn zuletzt so gesehen, in Leichentücher gehüllt, in Verwesung begriffen; bald aber schwindet diese Erinnerung, man denkt an das Voraufgehende, die Krankheit, und wie man ihm vielleicht noch hätte helfen können durch rechtzeitige Nähe und Freundschaftsdienste. Man sucht die gemeinsamen Freunde auf und bespricht alles Einzelne ihn Betreffende noch weiter eingehend, und weckt ihn dadurch unabsichtlich, wie er leibte und lebte, in der gemeinsamen Erinnerung auf. Sein Bild prägt sich dadurch desto deutlicher und tiefer in ihnen ein, auch sein Charakterbild, zuletzt hat man ihn bloß nach seinem Wandel in gesunden Tagen vor Augen. So haben ihn die Überlebenden, Männer, Frauen und Kinder, und diese oft am festesten, als Bestandteil ihres eigenen Selbst im Herzen. Unsere schlummernden Vorstellungen aber sind es, welche unsere Zuneigungen wie Abneigungen gegen fremde Personen unwillkürlich leiten und

somit auch die Erotik nach Maß und Dauer bestimmen. Wer will den Schleier der Liebe lüften, von der man sagt, daß sie blind sei? Sie sucht das Wahlverwandte, bringt das Getrennte sympathisch näher, eine Vereinigung der Arbeit, dem schlummernd Seelischen seine individuelle Existenz zu erbauen. Es geschieht unter einem Kampf ums Dasein, unter neuen Verhältnissen in bezug auf Wohl und Wehe, unter gleichen in bezug auf wesentliche Entscheidungen. Wie selten es auch vorkomme, daß sich der Mensch seiner Präexistenz, als sei er das gleiche Dasein nicht zum ersten Male, in plötzlicher Empfindung bewußt werde, — man vergißt das minder Vollkommene — im Glauben an vervollkommnende Liebe gedenkt er des Wiedersehens, „noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf".

Wo Männchen kämpfen um den Besitz der Weibchen, erobern sie sich das Fortleben im Fleische um den Preis des eigenen Lebens, das sie darum aufs Spiel setzen. Beim Menschen wie bei vielen Tieren ist die Mutterliebe zur Erhaltung des Fortlebens jeder Gefahr des eigenen Lebens überlegen, und schon die Zuneigung der Geschlechter unter den Menschen ist oft unglaublichen Hindernissen gewachsen, sodaß die Anpreisung jeder anderen Art des Fortlebens nur unter der Voraussetzung, daß diejenige durch Familienbildung Bestand behalte, von Erfolg sein wird.

Innerhalb der Familie blieb Abraham im Herzen Isaaks und Isaak im Herzen Jakobs nach Hinsicht des Glaubens an göttliches Wesen, welches dadurch als lebendiger Gott, d. h. in den dreien fortlebendes Gottesbewußtsein erkannt, mithin nicht mehr als ein Gott der Leichen, der Mumien und Schatten gedacht war. Das gleiche Bewußtsein erhielt sich von Einzelnen auf Einzelne weiter übertragen, und Jesus fing die Saducäer, die eine Auferstehung leugneten, in deren eigenen Worten, wie sie lehrten, Gott sei der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Man könnte die Buddhisten ähnlich fragen, wenn sie das Erloschensein des Buddha preisen und gleichwohl das wesentliche Selbst des Buddha, seine Lehre, in ihrem Fleische lebendig halten und verbreiten, damit es nimmer erlösche. Sie leben in Buddha und Buddha in ihnen. Als ob das Unsterbliche der Seele etwas anderes wäre, als was den Tod des Einzelnen

überdauert, indem es Quelle von Beweggründen in Überlebenden wird, und somit persönlicher Antrieb, also, was es war, bleibt. Der Buddhismus ist die Lehre eines Nicht-Erloschenen, nicht die Lehre eines Erloschenen. Es könnte mit Gegnern der Unsterblichkeit, die sich als solche mit ihren Lehren auf die Nachwelt brachten, sein wie mit dem Propheten Bileam, der den Esel, auf dem er ritt, als sprechendes Gegenzeugnis hatte, sodaß man nicht wußte, wer von beiden der Esel und wer der Prophet war.

Eine vielbegehrte Art der Unsterblichkeit ist die durch die Geschichte. Man nennt die Weltgeschichte auch wohl das Weltgericht. Als solches müßte sie ein Erkenntnis abgeben. Da aber menschliches Tun auf Veranlassung und nach Gelegenheit erfolgt, nicht aber jeder mit Taten öffentlich hervorzutreten Gelegenheit findet, auch vieles Tun mißglückt, und anderes verschwiegen oder falsch beurteilt wird, so gibt kein einzelner Abschnitt der Weltgeschichte ein volles Erkenntnis über das Menschenreich, sondern erst das Ende der Geschichte, und man hat somit häufig das Weltgericht an das Ende der menschlichen Dinge gelegt. In dieser Vorstellung verbirgt sich ein metaphysischer Gedanke. Hätten alle Punkte eines mathematischen Raumes Geschwindigkeiten nach einem festen Punkte hin und proportional ihren Entfernungen von diesem, so würden sie, gleichzeitig ihre Bewegungen anhebend, einmal in demselben Augenblick im festen Punkte vereinigt ankommen, und das wäre der große Moment, wo das Extensum in ein Intensum übergegangen wäre. Wie hier der Raum in einen Punkt zurückgeht, um daraus in anderer Gestalt hervorzugehen, so denkt man sich dort alle Zeiten in die eine Stunde des Weltgerichts vor das Auge Gottes zusammengebracht, und die eine Stunde als das Ende aller Zeit, die vorher war, sowie als Durchgang zu einer neuen, ewigen Zeit, die daraus aufersteht, alles Alte aber gewendet und geläutert, gerichtet und abgesondert hinüber nehmend. Das Intensum, die Kraft, ist hier Hauptsache, und zwar die göttliche Kraft, in die alles einkehrt; Nebensache dagegen ist der widersprechende Ewigkeitsbegriff, so nämlich, daß die Ewigkeit nach der Zeit anfängt, während der Ewige (Gott) zugleich als Gott aller Zeit, auch der voraufgehenden, gilt. —

Mangelhafter als die Geschichte, ist die Legende, weil sie sich nur mit Wenigen und mit diesen ungenau beschäftigt. Nicht selten ist sie erkünstelt und auf Erstaunliches hergerichtet. Ein Fortleben im Fleische mittels der Legende muß anderweit verbürgt sein durch den Wert des Menschen, anderenfalls es so dürftig ist wie ein Fortleben durch Testamente oder Reliquien wegen der möglichen Täuschungen. Immerhin ist es nicht jedermann gegeben durch Legende fortzuleben. Freilich ist vor der niedrigsten Form der Legende, dem Klatsch, kein Mensch nach seinem Tode sicher. Ein jeder gleicht dem Geist, den er begreift, und es ist ein Residuum aus ehemaligen Entwickelungsstufen, wenn Menschen unter allen Dingen die sexuellen am leichtesten begreifen und einen Goethe nach seinem Tode zum Gecken, einen Luther zum Buhlen, einen Jesus zum Helden eines Liebesromanes machen und auch seine Mutter nicht einmal schonen. Bei jedem Wort stürbe ein guter Ruf, ginge es nach dem Klatsch, und jede frische Quelle verliefe im Sumpfe. An bessere Legende erinnert z. B. ein bei den Lazaristen in Rom aufgefundenes Schriftstück über Jesu persönlichen Eindruck. Es lautet wie folgt:

„Der Statthalter von Judäa, Publius Lentulus, an den römischen Cäsar.

„Ich habe vernommen, o Cäsar, daß du zu wissen wünschest über den tugendhaften Mann, der Jesus Christus heißt, und den das Volk als Prophet, als einen Gott betrachtet, und dessen Schüler von ihm sagen, daß er der Sohn von Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, ist.

„In der Tat, Cäsar, hört man täglich über diesen Mann wunderbare Dinge. Um es kurz zu sagen: Er läßt die Toten auferstehen und heilt die Kranken. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, gutmütigem Aussehen, von hoheitsvoller Würde, was sich auch in seinen Gesichtszügen äußert, so daß, wenn man ihn betrachtet, man unwillkürlich das Gefühl hat, daß man ihn zugleich lieben und fürchten muß. Sein Haar hat bis zu der Höhe der Ohren die Farbe reifer Walnüsse und von dort bis an den Schultern ist es glänzend hellblond; in der Mitte trägt er einen Scheitel nach Nazarenersitte. Die Stirn ist glatt, das Gesicht ist ohne Falten und Flecken. Der

Bart, von gleicher Farbe des Hauptthaares, ist kraus und, ohne lang zu sein, in der Mitte geteilt. Der Blick ist streng und hat die Kraft eines Sonnenstrahles; niemand kann ihm fest ins Auge sehen. Wenn er Vorhaltungen macht, flößt er Furcht ein, aber sobald er sie gemacht hat, weint er. Wenngleich er streng ist, so ist er wiederum sehr freundlich und liebenswürdig. Man sagt, man habe ihn nie lachen sehen, dagegen habe man ihn häufiger weinen sehen. Seine Hände sind schön, ebenso wie seine Arme. Alle finden seine Unterhaltung angenehm und ansprechend. Man sieht ihn selten in der Öffentlichkeit, aber wenn er irgendwo erscheint, so tritt er sehr bescheiden auf. Er hat eine sehr vornehme Haltung. Er ist schön. Übrigens ist seine Mutter die schönste Frau, die man jemals in dieser Gegend gesehen hat.

„Wenn du ihn zu sehen wünschest, o Cäsar, wie du es mir einmal geschrieben hast, so lasse es mich wissen und ich werde ihn dir sofort schicken.

„Obwohl er niemals Studien obgelegen hat, so kennt er doch alle Wissenschaften; er geht barfuß und ohne Kopfbedeckung. Viele lachen, wenn sie ihn von weitem sehen, aber sobald sie sich in seiner Nähe befinden, zittern sie vor ihm und bewundern ihn zugleich. Man sagt, daß man in dieser Gegend noch nie einen solchen Mann gesehen habe. Die Hebräer behaupten, daß man noch niemals einem Unterricht wie dem seinigen beigewohnt habe. Viele von ihnen sagen, daß es Gott ist; andere sagen, daß es dein Feind ist, o Cäsar. Diese boshaften Hebräer belästigen mich auf jede Art. Man sagt, daß er nie einen unzufrieden gemacht hat, vielmehr stets bestrebt ist, jedermann zufrieden zu stellen.

„In jedem Falle bin ich bereit, o Cäsar, jeden Befehl, den du mir seinetwegen geben wirst, auszuführen.

In Jerusalem, am 7. im 11. Monat.

Publius Lentulus,
Statthalter von Judäa."

Die den Gesalbten kennzeichnende Salbungsweise des Hauptes fällt auf wie das frühe Vorkommen des Beinamens „der Gesalbte (Christus)". Barfüßigkeit und Tränen, Vornehmheit und Bildung würden dem Bilde prophetischen Aus-

druck verleihen (vergl. Markus 8); Feindschaft gegen den Cäsar konnte man ja erblicken in seiner Predigt eines anderen Reiches, das da kommt. Wie humoristisch auch der Eindruck des Anerbietens ist, den schönen und durch Vornehmheit und Bildung hoffähigen Gott nach Rom zur Ansicht zn schicken, falls Cäsar persönlichen eher als politischen Wert darauf lege, so hebt sich doch die Bezeichnung Jesu als eines reservierten tugendhaften Mannes vorteilhaft von den Hebräern ab, sodaß man wünschen möchte, daß gegen die Echtheit dieser Reliquie gegründete Einwände sich nicht fänden, was aber wie bei anderen kaum der Fall ist. Erst sollte Jesus wegen Jesaias 53 häßlich, dann wegen Psalm 45 schön gewesen sein. —

Fortleben im Fleische fand man selbstverständlich, indem man bald einzelne als Vertreter eines Stammes, Volkes, einer Rasse, bald Völker entgelten ließ, was Liebes oder Hassenswertes die Vorfahren taten, ebenso Fürsten erlaubte auf den Ruhm ihrer Ahnen stolz und anspruchsvoll zu sein, als bildeten sie mit ihnen Eine sich fortsetzende Person nach Leistung und Anspruch auf Gegenleistung. Auch würde niemand gern in einen Kampf ausziehen, würde mit seinem Leibe sein Fleisch erlöschen. Er vertritt seine Ahnen (deren er 2 im 1., 4 im 2., 8 im 3., . . . und schon 1024 im 10. Gliede hat) und deren Fleisch wie in ihm, so in vielen außer ihm und neben ihm fortlebt. In „dieser seiner Haut“ wird natürlich jeder Zukünftige leben, wie jeder Frühere darin gelebt hat, denn jeder nennt die Haut, in der er lebt, die seinige, obwohl sie sich beständig abschlürft und erneuert.

Fortleben außerhalb menschlichen Fleisches wäre auf der Erde leicht auf Tiere und Pflanzen zu deuten. In ihnen hat der Mensch ein Fortleben hinsichtlich seines Willens, Arten und Rassen zu züchten, so daß die von ihm bevorzugten Arten eine Beständigkeit bewahren, die über die züchtende menschliche Generation hinausreicht. Pflanzte Noah den Weinstock, so erquickte er die Enkel. Alles, was hierher gehört, neu gepflegte Kulturpflanzen, Kaffee, Tabak, Kartoffel usw., Wahl der Haustiere, Jagdbetrieb und Ähnliches, ist um so wichtiger, als davon eine Rückwirkung auf die menschlichen Geschlechter nach vielerlei sozialer und individualistischer Hinsicht ausgeht, sodaß

man in der Tat sagen kann, das Menschliche wirke auf Umwegen, wandernd, auf seine eigene Zukunft im Fleische ein, und sei für Wohl und Übel vor sich selbst verantwortlich. So ist Verödung durch Raubwirtschaft eine Strafe an den Fortlebenden. Außerhalb der Erde aber einen Stern als Deszendenzwirt des irdischen Lebens anzunehmen, ist eine der Zeit und dem Raume nach sehr fernsichtige Perspektive, und bei welcher zudem sich die Seele teilen müßte, zu einem Teil hier auf der Erde im Fleische fortlebend, wie gezeigt, zum anderen Teil ein bloßes Fortdasein fristend, bis die Bedingungen für Fortleben auf dem Deszendenzwirt geeignet sind. An die Vorstellung interimistischen Fortdaseins knüpfte sich Dämonen- und Gespensterfurcht, die den Menschen hin und her gerissen hat, und von der er noch keineswegs frei ist. Die Chinesen meiden nächtliche Wege an Grabstätten vorüber, in Rußland findet sich wohl Glaube an lokale Geister, Spirits treiben auch bei der kaukasischen Rasse offen ihr Wesen wie in heimlichen Zirkeln. „Möge ihm die Erde leicht sein" liest man in bezug auf Abgeschiedene, als hätten diese eine Empfindung, daran zu tragen. An manchen Orten brennt man Lichter an auf Gräbern, an anderen läßt man Papiere verbrennen und stellt Speise und Getränke hin. Von den Japanern berichtet man, daß Admiral Togo nach Darbringung solcher Opfer vor Mannschaften, Offizieren und kaiserlichen Prinzen an die abgeschiedenen Geister der japanischen Seehelden folgende Ansprache gehalten hat:

„Die Kriegswolke zur See und zu Lande hat sich bereits zerstreut, der frohe Geist der Hauptstadt ist überall sichtbar, und die Kinder bewillkommnen uns und ihre Eltern an den Toren. Das ist die Lage, die unsere Offiziere und Mannschaften, die mit euch Leben und Tod geteilt haben, fanden, als sie im Triumph zum Sitze des Kaisers zurückkehrten. Wenn wir jetzt in die Vergangenheit zurückblicken, da ihr mit unserem starken Feinde kämpftet, wobei ihr der strengen Kälte und der furchtbaren Hitze ausgesetzt waret, so konnte der weitere Verlauf des Krieges damals kaum erkannt werden. Jeden von euch, der aus dieser Welt schied, beneideten wir um die Ehre, für den Kaiser sterben zu dürfen. Und so hofften wir innig, daß wir alle für unseren Kaiser und unser Land geopfert werden wür-

den, und die Tapferkeit, mit der ihr gekämpft habt, hat uns immer in allen Schlachten glänzende Siege gebracht. Die vielen Monate fortwährender Angriffe auf Port Arthur gaben der allgemeinen Kriegslage den Grundcharakter, und die Vernichtung der russischen Ostseeflotte in der Japanischen See entschied den Krieg ein für allemal. Seit damals hat sich kein Schatten des Feindes auf der See sehen lassen. Dies war natürlich der unermeßlichen Tugend unseres Kaisers zuzuschreiben, aber es ist auch dem Umstand zuzuschreiben, daß ihr euch völlig hingabt und der Sache des Volkes dientet. Nun ist der Krieg zu Ende, und wir, die im Triumphe heimkehrten und unsere schöne und fröhliche Umgebung sehen, können uns nicht einem tiefen und seltsamen Gefühl, aus Kummer und Glückseligkeit gemischt, entziehen wenn wir daran denken, daß wir nicht mit euch zusammen jauchzen können. Wir erkennen, daß es nur eurem Tode zu danken ist, wenn wir heute in der Lage sind, diesen Tag zu begehen. Eure Treue und Tapferkeit soll für immer und ewig der Geist unserer Flotte sein, und so dauernd dieses unser kaiserliches Land schützen. Hier habe ich diese besondere Feier veranstaltet, als eine Ehrung eurer ehrwürdigen Geister, und in dieser Ansprache gebe ich meinen Gedanken Ausdruck. Friede! Kommet und nehmet dieses wohlgefällig an." Admiral Togo, der nicht leicht gerührt ist, vergoß beim Sprechen Tränen tiefer Bewegung. Tiefe Stille herrschte, während er sprach, nur dann und wann unterbrach Schluchzen aus der Menge die Rede. Nach der Feier präsentierten alle Matrosen vor dem Gedächtnisaltar.

Die Sehnsuchtsempfindungen, das Schluchzen, die Dankesgefühle waren eine lebendige Wirkung der abgeschiedenen Seelen, die eben deshalb nicht ferne von den Überlebenden waren, weil die Ursache nicht fern von der Wirkung ist. Man wird das Fortleben desto besser verstehen, je besser man das Leben und die diskrete Leiblichkeit des Einzelnen verstehen lernt. Die Werke folgen dem Menschen nach; auf einem fernen Stern hätten sie kaum Bedeutung. Nach alter Vorstellung trinken die Schatten der Unterwelt Menschenblut, wenn sie mit Menschen der Oberwelt verkehren wollen. Das kann durch Wahlverwandtschaft im neuen Mutterleibe geschehen. Inzwischen

ruht der Mensch sanft aus, nicht als ein Toter, sondern als ein Schlummernder; wo aber ließe es sich sanfter ruhen, als in den Herzen von Menschen, die man sich zu Dank verpflichtet hat, und die diesen von Herzen gern abtrügen? Man sagt nicht umsonst, in Gott, sofern er Liebe und Leben sei, sei die Auferstehung des Fleisches, und er lasse einem jeden einen Tag kommen, der unter denen seines neuen Lebens der jüngste ist. Auch die Hebräer deuteten dies durch die Redeweise richtig an, der Jude werde, abscheidend, in Abrahams Schoß getragen, da der Schoß des Stammvaters die Fruchtbarkeit des Stammes bedeutet. Da Abraham aber zugleich als Vater des Glaubens gilt, so hat die Redeweise ebenso einen Sinn, der den folgenden Abschnitt angeht. Bei Mohammed ist der Abgeschiedene der Lust und des Schmerzes empfänglich, je nachdem er dem Paradiese oder der Hölle zufällt. Sein Paradies ist voller Vergnügung in schattigen Gärten, die Hölle voller Qual, der Abgeschiedene müßte daher sowohl im Fleische sein, um dergleichen zu empfinden, als auch nicht im Fleische, da dies nicht Lust allein noch Schmerz allein, sondern nur in Abwechselung empfinden kann, was schon Sokrates bemerkte, als man ihm vor seinem Tode im Gefängnis die drückende Fessel abnahm. Ohne Fessel, sagte er, hätte er jetzt nicht die Lust empfunden, von ihr befreit zu sein, nur im Wechsel liege das Angenehme. Die Rede, daß man sich im Himmel wiedersehe, trifft zu, auch ohne daß man die Erde dabei verläßt, weil diese in ihrer Bahn weite und entfernte Himmelsräume berührt. Alles das schließt aber nicht aus, alles Leben auch außer der Erde in Ein Leben zusammenzufassen, und sich darin einbegriffen, solches Leben aber ohne Anfang und Ende zu denken.

III e.

„Und ein ewiges Leben.“

Ewiges Leben, ewige Liebe, ewiges Licht und ihre Gegensätze tragen deutlich den Unendlichkeitsbegriff an sich, indem Ewig ein Unendliches der Zeit bezeichnet. Licht, Liebe und Leben aber sind sinnverwandt. Das Licht scheint wie die Liebe plötzlich da zu sein, ohne das man sein Kommen sieht;

das Leben ist auf Erden, niemand weiß, woher. Die Sonne mit Tag und Nacht für die Erde hat den Anstoß zu den Vorstellungen ewigen Lichtes und ewiger Finsternis gegeben. Nacht und Leiche sind im Sanskrit wortverwandt, Schlaf und Tod, beide als Kinder der Nacht geltend, haben sich in unserer Sprache vereint in dem Worte Todesschlummer, ähnlich wie Licht und Leben in dem Worte Lebenslicht oder Tod und Nacht in dem Worte Todesnacht.

Wie Tag und Nacht in einem Kampfe miteinander vorgestellt wurden, so Licht und Finsternis, Leben und Tod. Aus dem Dunkel des Mutterschoßes ringt sich das Leben zum Lichte. Aus der Traumwelt des Chaos, das vor dem Lichte wie die Nacht vor dem Tage schwindet, entsteht Sehendes und Sichtbares, wie in einer Hochzeitsnacht ein Anfang gesetzt wird. Aus dem inneren Chaos, das dem „wahren Lichte" voraufgeht, und als ein „Dunkel in den Völkern" begriffen wird, ersteht das „wahre Leben" als eine neue Welt der Dinge, nicht minder unter dem Bilde einer Vermählung. Die Nacht ist das Urbild des Chaos, der Tag dasjenige einer Schöpfung wie einer Neuschöpfung. (Parallelismus der Bilder.)

Es muß der Religionsgeschichte überlassen bleiben, die Entwickelung der Vorstellungen näher zu beschreiben, insbesondere wie die erzeugende Liebe und die vervollkommnende Liebe sich den Boden streitig machten, ebenso der Anthropologie, zu erforschen, wie das höhere Leben (großes Gehirn) zuungunsten des niederen Lebens (kleines Gehirn und Rückenmark) an Ausdehnung gewann. Der Polytheismus diente der ersteren, der Monotheismus der zweiten Art der Liebe, während der Buddhismus eine Verzichtleistung auf die erste war. Götter mehrten sich, ihre Günstlinge leiteten ihr Geschlecht von ihnen her, beneidet von anderen nahmen sie an der Glückseligkeit und Unsterblichkeit jener teil, und auch ihre Anzahl wuchs. Anders die vervollkommnende Liebe. Das Vollkommene kann nur Eines sein. In ihm liegt die Anlage (der Unbeginn, das *μὴ ὄν*) der Dinge, wie deren Wesentlichkeit (*τὸ τοῦ μὴ ὄντος εἶναι*), also auch ihre Zahl, ihr Anfang und Ende (Entelechie), Gott der Vollkommene gilt daher als eher denn die Welt des Einzelnen und als fortbestehend nach dessen Vergänglichkeit,

als ein ewiges Leben. Letzteres erscheint so zugleich als „das ewige Licht der Menschen", das diese durch alle Zeit begleitet und in einem Kampfe die Finsternis überwindet, unter der die leidenden Menschen den Schlummernden gleichen. Vollkommene und vervollkommnende Liebe vertreibt die Schrecken aller Nacht, des Todes, scheucht die Geister der Verstorbenen, die nächtlicher Weise ihr Heim aufsuchen, sich in Lebende zu versenken und sie ins Verderben zu führen, hinweg aus Herzen und Gliedern, erweckt aus dem Schlaf der Torheit und aus dem Tode der Gottlosigkeit, lehrend, scheltend, dienend, hingebend und Weg weisend, alles auf ewige, am Einzelnen sinnbildliche Weise.

Dies war der bewegende Gedanke zu einer Zeit, wo die Unterscheidung zwischen „Kindern dieser Welt" und „nicht dieser Welt" drastisch und Epoche machend, wo das ewige Leben als ein höheres, späteres Leben auf Hoffnung gestellt war, wie es denn von Geschlecht zu Geschlecht auch weiter überliefert wurde.

Das im Vollkommenen ruhende Menschliche (Legende von Jesu, der auf dem Schiffe schlummert) gibt dem Lebensschiff Ruhe unter Stürmen, einen Frieden Gottes, der höher (das höhere Leben) ist im Vergleich zu allem auf Glückseligkeit gerichteten Sinnen, oder als „alle Vernunft dieser Welt", denn er ist eine Seligkeit aus der Unzerstörbarkeit des Grundes (Jesu Gleichnis vom Sand- und Felsengrund).

Das höhere Leben schimmert, wo es nicht näher erkannt wird, wenigstens von ferne in das niedere hinein. Der weise Solon schon hielt des Menschen Glückseligkeit für ein zerbrechliches Ding, über das niemand selbst, sondern erst andere nach seinem Tode ein Urteil hätten; andere, wie Asketen und Mönche, bemühten sich sogar, durch ausgesuchte Peinigungen das menschliche Leben zum Bilde der Unglückseligkeit zu machen, als wäre es von Natur etwas Verkehrtes, wie auch Paulus annahm, daß aus dem natürlichen Herzen alle schlimmen Dinge kommen. Ist aber das Leben ein bewegliches Gleichgewicht zwischen Lust und Leid, Furcht und Hoffnung, so zwar, daß die Hoffnung das Leid mäßigt, Furcht dagegen die Lust, und ist ferner Ewig, weil ein Unendliches der Zeit, nicht ohne Teilnahme an der Zeit, so ist auch ewiges Leben ein sich

immerfort an Entstehen und Vergehen, an Leid und Lust, Freude und Sorge beteiligendes Leben.

Es erscheint dies leicht als ein Widerspruch, ohne es zu sein. Vielmehr enthält schon soziales Leben als ein Hoffen und Fürchten für andere, mithin als Tragen fremder Last sowie Erweckung fremder Lust, — ein Ungemessenes wechselnder Antriebe und Bemühungen, die dem zeitlichen Bedürfnis sich anpassen; worauf aber ließen sich alle Sorgen werfen und alle Hoffnungen gründen, wenn nicht auf ewig Lebendiges? Worauf möchten wir sonst unser Fortleben bauen, von anderen unser organisiertes Fleisch nehmend, ohne daß unser Leben unsere Verbindung ist? Und wie wäre endlich das Fortleben statt eines konfusen Taumels unter allerlei Lebensformen vielmehr ein menschliches, sich in der Vergangenheit als seinem Eigentum immer wieder zurecht findendes, fehlte ein ewig Lebendiges, an dem das sich Finden gelingt?

Während Unsterblich das bezeichnet, was vom Einzelwesen dessen Tod überlebt, wie sein letzter Wille, der im Vertrauen auf Überleben überhaupt kundgegeben wird, nach seiner Ausführung aber meist erlischt, bezeichnet Ewig vielmehr das, was der Vergänglichkeit überhaupt nicht unterworfen ist, daher weder geboren werden noch sterben kann. Es liegt durchaus in der Erkenntnis als deren wahrhafter Inhalt. Daher auch die Schrift mit Recht sagt: Das ist das ewige Leben, daß man erkenne. In den letzten Jahrhunderten ist man durch Pflege der Naturwissenschaften in solchem Maße an Deutlichkeit des Erkennens gewöhnt, daß manches, was früher Erkennen hieß, nicht mehr als solches erscheint, weil die Deutlichkeit darin fehlt. Dahin gehört das Vollkommenheits-Ideal, die Asymptote der Kurve aller menschlichen Bestrebungen zusammengenommen, ein Bild zum Blenden, nicht zum deutlichen Sehen. Desgleichen die Logisierung von Personen, die doch Personen und keine Begriffe sind. Ewig ist das als wahr Erkannte, denn wäre es bloß zeitweise wahr, wäre es überhaupt nicht wahr, wie sehr es unsterblich wäre, d. h. eine lange Reihe von Menschenaltern, nicht bloß ein einzelnes hindurch währte.

Ich nenne solches Leben ewig, welchem eine bewußte Richtung auf das Ewige (oder, wie ich gleich zeigen will, den Ewigen)

innewohnt, infolgedessen es einen Inhalt gewinnt, der als unveränderlich erkennbar ist. Also nicht, daß das Leben eines gegebenen Einzelwesens kontinuierliche Dauer von unendlicher Zeit zu unendlicher Zeit habe, oder daß es eine solche vom Tode ab erst gewänne, was absurd wäre. Man sagt sehr wohl „der Ewige". Denn alle Bemühung um wahre Erkenntnis rechnet mit einer konstanten Größe, die sich immer von selbst zu verstehen scheint, das ist der allgemeine Mensch, der homo mentis. Er bildet den Faden durch das Kunterbunt der Weltgeschichte, durch die Geschichte der Wissenschaften und Künste, die Mittlerschaft zwischen fernen Zeitaltern, zu deren Verständigung und Würdigung, und des Verborgenen der Zukunft, das man sucht. Zu seiner Kompetenz gehört unser Himmel und unsere Erde, ohne daß sie durch die Dauer der letzteren umschrieben und beschränkt wäre, sowohl was das Anfängliche als auch was das Nachfolgende derselben betrifft. Denn z. B. das Keplersche Gesetz, daß Planeten um ihren als ruhend gedachten Zentralstern in gleichen Zeiten gleiche elliptische Sektoren beschreiben, ist ein Werdegedanke (Logos), der ebenso vor Entstehung als nach Untergang unseres Planetensystems giltig ist, mit wandernder Kraft von einem entstehenden System zum anderen. Ich glaube, daß dies deutlich ist, und ebenso einleuchtend ist es, daß Kepler lange Jahre auf der beschwerlichen Suche danach ein Bettler im Geiste war, ehe er durch Finden beseligt wurde und auch andere von vergeblichen Mühen und irrigen Pfaden erlösen konnte — unendliche Gnade für das in Astrologie versinkende Geschlecht. Der allgemeine Mensch, immer des Menschen Sohn, scheint in Anbetracht der Kompetenz über himmlische Dinge zugleich himmlischer Natur zu sein, und ist es ohne Frage. Ihm dient selbst der Atheist, soweit er sich um menschlich als wahr zu Erkennendes bemüht, giltig für alle menschlichen Geschlechter, d. h. den homo mentis. Diesem dient er, des Menschen Sohne, wie er wahrhaft für alle Zeit, für Himmel und Erde ist, (dem Gott der Menschen). Der Atheist sieht die Konstante nicht, die seine Rechnung überall begleitet. Und würde Buddha überhaupt zu lehren unternommen haben ohne in Übernahme dieses Dienstes? Und wer soll über Buddhas Wiederkunft entscheiden, daß sie nötig unter den Menschen sei?

Das Bedürfnis der Menschen an Gnaden muß entscheiden, an denen des Menschen Sohn reich ist, denn das alles ist der homo mentis. Christentum ist die Erlösung von der falschen Person im Vertrauen auf die wahre auf Grund eines geschichtlichen Zeugnisses; Religion ist das Vertrauen auf die wahre Person selbst, daher das Christentum eine Führung zur Religion. „Das ist aber das ewige Leben, daß man dich erkenne, daß du allein wahrer Gott bist, und deinen Gesandten." Ob Jesus oder Mohammed oder sonst jemand Gesandter sei, und wozu, muß erkannt werden, wie jede göttliche Sendung dieser oder jener Zeit, und es genügt nicht die Behauptung, daß in ihr alles Heil sei, da sie von Gegnern ebenso aufgestellt wird. Entgegengesetzte Behauptungen haben kein ewiges Leben, es ist damit wie mit beschworenen Feldzeichen, die einander feindlich begegnen: entweder die einen oder die anderen unterliegen, oder es kommt hinsichtlich beider zu einer Anerkennung in einem dritten Einschließenden. Die Zeit bringt dies erst, indem sie die bessere Erkenntnis bringt und zum Gemeingut macht.

Das höchste Gut, die wahre Person, ist von jeher Gut der Menschen, aber verdeckt, und es hat lange gedauert, bis Jesu Wort, man werde des Menschen Sohn fortan in himmlischen Ehren sehen, überhaupt Verständnis fand, d. h. nicht mit Zuständen Jesu von Nazareth verwechselt wurde. Des Menschen Sohn ist eine sehr weite Idee, die jeden einzelnen Menschen auf besondere Weise umfaßt. Und ist Buddha, der unter dem Bodhibaum plötzlich Erleuchtete, ist Moses, der Seher des feurigen Busches, ist Mohammed, der in die Himmel Verzückte, etwa von ihr ausgeschlossen, daß seine Anhänger, die den Tod nicht scheuen, um erhöht zu werden, eine Lehre von dem dienenden und erhöhten Menschensohn als etwas ganz Abweichendes von der eigenen Lehre empfinden müßten? Der Weg alles Edlen geht durch die Probe der Herabsetzung und des Leidens, wie die Mutterschaft des Weibes durch die Wehen, sonst wäre auch der Kruzifixus nicht Sinnbild einer allgemeinen menschlichen Wahrheit, sondern ein auffälliges Ereignis. Die Erkenntnis des Allgemeinen, daß es wahr und wirklich sei, ist Wasser des ewigen Lebens, das keinen Durst nachläßt für die eigene Person, das für die kommenden Ge-

schlechter, von den einen genossen, für die anderen weder vermindert noch ungenießbar gemacht wird.

Ist daher in Gott alle menschenmögliche Wahrheit, so ein Leben auf ewige Weise für die Menschen. Man möchte nach seinem Tode ein Engel Gottes werden, wie man sich auch in der Kette der Geschlechter sonst fortgepflanzt habe. Ist nun ein Engel ein Botschaftsbringer (angelos = Bote), und ist der Engel ein solcher Gottes, so ist auch die Botschaft Gottes, und ist man Engel nach seinem Tode, so ist man Bote an Überlebende. Man muß lebend also die Engel Gottes unter den Vorlebenden suchen, die uns Wahrheit brachten, und zwar unter solchen, deren Ausdrucksweise uns Nachlebenden verständlich ist. Sie geben uns zugleich Vorbilder, wie wir selbst es erreichen, Engel Gottes zu werden.

Darfst Dich nicht schämen
Fröhlich zu nehmen
Kindlich empfangen ist menschliches Recht.

Doch weise fügt Gerock hinzu:

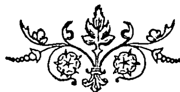
Aber zu geben
Das ist erst Leben
Läßt dich empfinden dein göttlich Geschlecht.

Denn es ist etwas anderes, ob Engel zu uns kommen oder von uns ausgehen.

„Amen.“

Dies aus dem Griechischen stammende und dort mit dem Ton auf der letzten Silbe gesprochene Beteuerungswörtchen ist vom hellenistischen Judentum in das Christentum hinüber gewandert, als die Christianer noch als jüdische Sekte, nur die den nationalen Gedanken des Judentums preisgegeben hatte, betrachtet wurden. Sonst auch inmitten der Rede, war das Wörtchen bald nur noch am Schlusse von Andachten, Schriften zu Andachtszwecken, von Gebeten und Segnungen in Gebrauch, wie auch hier am Schlusse des Bekenntnisses. Nach dem Amen ist man fertig und schließt den Mund. Man läßt das Wort wirken. Buddhisten schließen wohl auch mit einem „hum hum“ den Mund, aber das ist ihnen die Hauptsache, sich in sich zu

verschließen; nicht einem Wort des Lebens gläubig zuzustimmen, sondern ein Zeichen des Ersterbens zu geben, wie auch die Japaner mit der Phrase, daß sie kaum Zeit noch genug haben, sich zum Tode vorzubereiten, ihre Briefe zu schließen pflegen. Das Glaubensbekenntnis soll vielmehr lebendig wirken. Es enthält deshalb des Geschichtlichen wenig, und einiges nur andeutungsweise. Wer könnte auch im Einzelnen alles beteuern, was als nachher aufgeschriebene Kunde aus einem früheren Jahrtausend zu uns kam, oder sich von Mund zu Mund fortpflanzte? Wer könnte Sinn und Absicht der Schriftsteller, Abschreiber, Überarbeiter und Herausgeber überall genau feststellen, weiß man doch, wie heute infolge eines gegebenen Anlasses kirchliche Schriften beabsichtigt, vorbereitet, entworfen, ausgeführt, begutachtet, abgeändert und stilisiert werden, ehe sie die Öffentlichkeit erreichen. Zukünftige Jahrtausende lassen sich aber so wenig jetzt, wie ehemals an die Buchstaben einer Schrift fesseln, man liest zwischen den Zeilen, der Geist wird vom Geiste empfangen und von ihm angenommen, als käme er immer in sein Eigentum, wie weit es auch der Zeit nach rückwärts liegen möchte. So setzen auch die Glaubensbekenner ihr Amen zum Bekenntnis, denn innerhalb desselben zu ihrem geistigen Eigentum gelangt, stimmen sie dem Geiste zu; nicht darum dem Buchstaben. So stimmte auch Jesus den alten Schriften zu dem Geiste nach, von dem er empfangen war, und den er als sein Eigentum erkannt hatte, wahrhaft, und wurde deshalb von dem Apokalyptiker das Ja, Amen und der wahrhafte Zeuge genannt. So ist es doch wohl, und ein „Amen, amen (Wahrlich, wahrlich) ich sage euch" hat sich vielfach mit seinem Zeugnis verschmolzen.



993
.G8

Das apostolische glaubensbekenntnis

1475277

JUN 8 1945	Bindery Source
JUL 5 1945	

BT
993
.G8

Gronau

Das apos[t]
glaubensbeke[nntnis]

JUN 8 1945	Binder[y]

BT993
.G8

1475277

